



Berlin, den 29. April 1899.

Guthmann.

Nit-Moabit 11, Kriminalgericht!“ Es ging durch die Puppenallee, an der steifen Front der Markgrafen vorbei, die im Mondlicht steinernen Modellen schlechter Theaterfigurinen glichen. Der Himmel war wolkig; und nur, wenn der alte Wanderer da oben den Dunstschleier abschüttelte, leuchtete das junge Grün der Thiergartenbäume hell durch die warme Frühlingsnacht. Mein Taxametermann, ein gar nicht proletarisch gestimmter Philosoph, hatte natürlich gewittert, daß sein Fahrgast nach Moabit wollte, um dem Schlußakt des Nordprozesses beizuwohnen, der seit fast zwei Wochen in der Hauptstadt und über ihr Weichbild hinaus den Gesprächsstoff lieferte; ein Urtheil riskirte er nicht, rülpste nur Etwas von Dreyfus und Esterhazy und meinte, es sei Unsinn, um eine Kassendirne so viel Lärm zu machen. „Ob von so'ne Sorte mal Eine dran glauben muß oder nich, dadrum reiß' ich mir kein Bein aus!“ Eine ehrenwerthe Stütze der bürgerlichen Ordnung. Aber er fuhr gut. Generalstab, Bierkunstpark, Landgericht. Der Kutscher wollte nicht warten; sein Gaul habe für heute genug. Vor den rothen Mauern nur recht spärliche Menschengruppen. Ein paar Prostituirte mit ihren bezahlten Buhlen. Nur zwei von der feineren Sorte, Apolltheater, die, in Bloomers, auf ihren Rädern wohl von Halensee herbeigeeilt waren, — auf die Gefahr, zu spät in die Amor-Säle zu kommen. Noch giebt es also selbstlose Opferwilligkeit in dieser argen Welt... Ein Kriminalbeamter plaudert leutsälig mit einem Dienstmann, der den Schlußbericht in die Redaktionen radeln soll. Die

werden wissen, wie weit es ist. „Eben hat die Rechtsbelehrung begonnen.“ O weh: Das kann drei Viertelstunden dauern. Aber die Geschworenen werden nicht lange berathen. Der Staatsanwalt glaubt ja selbst nicht mehr an die Möglichkeit einer Verurtheilung. Hat er denn nicht Freisprechung beantragt? Die Beiden scheinen mich für verrückt zu halten. Warum? . . . Das begreife ich erst, als ich bei Peter Becker das Abendblatt des Lokal-Anzeigers lese. Der Staatsanwalt Plaschke war also wirklich tollkühn genug, die Anklage nicht preiszugeben und feierlich zu erklären, er halte „nach bestem Gewissen“ den Schneidergesellen Hugo Guthmann des Mordes für schuldig. Er konnte es über sich gewinnen, nach dem völlig negativen Ergebniß einer zehntägigen Beweisaufnahme den Geschworenen zu empfehlen, sie möchten einen Menschen, gegen den nicht das Allergeringste bewiesen war, auf das Schaffot schicken. Schlimm für ihn; er ist ein leidlich geschickter Durchschnittsprocurator, Couleurtypus, noch nicht allzu verstaubt; die schwere Niederlage, die ihm heute sicher ist, wird seiner Laufbahn nicht förderlich sein. Schlimm aber auch für das Ansehen der preussischen Staatsanwaltschaft, das hier nur gewahrt werden konnte, wenn die auf Sand gebaute Anklage freiwillig fallen gelassen wurde. Der Oberstaatsanwalt Drescher ist ein verständiger, erfahrener Mann, der einsehen muß, daß es dem Prestige der Behörde, deren Chef er ist, nicht zuträglich sein kann, wenn einer ihrer Vertreter in einer wichtigen, weithin beachteten Sache eine so unglückliche Hand zeigt . . . Es wird laut im Lokal. Die Rechtsbelehrung ist beendet, die Geschworenen haben sich zurückgezogen, das Publikum, das Stunden lang, um nur ja nichts Sensationelles zu versäumen, in der Stickluft des Schwurgerichtssaales ausgeharrt hat, sucht endlich Erholung. Richter, Anwälte, Journalisten, Prozeßhähnen, ein paar gepuzte, schweigende, stark parfümirte Damen. Draußen ist's jetzt gewiß angenehmer. Ein warmer Nachtwind hat die Wolken verjagt und um den fast vollen Mond blinken die Sterne.

Einer, der in Noabit den Stoff zu „Stimmungsbildern“ sucht, begrüßt mich unter dem Randelaber: „Auch mal hier? Na, was glauben Sie?“

„Ich war nicht drin. Aber die Freisprechung ist ja sicher.“

„Oho! Das hat noch Keiner gesagt. Sie waren eben nicht drin. Plaschke hat sehr wirksam gesprochen, viel besser als damals bei Ihnen.“

„Wirklich? Mag sein, daß es drin so klang; ein überhitzter Gerichtssaal hat seine eigene Akustik. Ich habe eben einen sehr ausführlichen Bericht über sein Plaidoyer gelesen und bin noch unter dem Eindruck des Entsetzens. Die älteste, größte Technik! Unendlich viel schlechter als der Staatsanwalt

Kanzow, der die Sache gegen Kofchemann führte. Das Leitmotiv ist freilich das selbe; Kanzow löste es aus der rhetorischen Instrumentation, als er sagte, ein Mensch, bei dem ein Diebich gefunden werde, müsse sich gefallen lassen, als Dieb behandelt zu werden, bis er den Beweis seiner Unschuld erbracht habe. Da haben Sie das Schlüsselwort zu der Räthselspalte, die bis ins Innerste der modern scheinenden Rechtspflege führt. Erinnern Sie sich, wie der Vorsitzende am ersten Verhandlungstage mit Guthmann umsprang? Wie mit einem überführten Verbrecher, dem man die Frechheit, noch leugnen zu wollen, mit harter Rügerebe austreiben müsse. Ob der Landgerichtsrath Boisky, der aus seiner Altkenntniß die Ueberzeugung von der Schuld des Angeklagten schöpfte, sich gar nicht fragte, wie die suggestive Art seiner Haltung auf die Geschworenen wirken werde? Aber so ist's bei uns ja fast immer; und dann rümpfen wir über die Rechtsbräuche anderer Völker die Nase . . . Und beinahe immer sind auch die Staatsanwälte vom Kaliber Ihres heutigen Helden. Nach dem Prozeß Heintze wurde den Vertheidigern eingeschäuft, nicht zu vergessen, daß es auch ihre Aufgabe sei, das Recht zu suchen, den Pfad zur Wahrheit zu finden. Wann wird man diesen einfachsten Grundsatz der Kriminaljustiz den Staatsanwälten ins Gedächtniß zurückerufen, die ein Wigbold ironisch bald schon in einen Gegensatz zu den Anwälten des Rechtes bringen könnte? Da werden Päane zu Ehren des Herrn Manau angestimmt, der in Paris als Generalprokurator für die Unschuld Alfreds Dreyfus sacht. Was hier, in der Heimath, geschieht: darum kümmert sich kein Mensch. Kommt es denn überhaupt noch vor, daß ein Staatsanwalt auch die für den Angeklagten sprechenden Momente betont? Das wäre doch einfach seine Pflicht, für deren Erfüllung er aus unserer Tasche bezahlt wird. Nein: Alles, was die Polizei kritiklos zusammengetragen hat, auch das längst Widerlegte, wird noch einmal in ein dem Ankläger möglichst günstiges Licht gerückt und als zweifellos erwiesen und unanfechtbar hingestellt. Jeder Belastungszeuge ist ein Ehrenmann, jeder Entlastungszeuge verdächtig. Ist der Angeklagte unbeholfen im Ausdruck, durch das Kreuzverhör scheu gemacht, durch die Angst um Leib und Leben verschüchtert: die Verworrenheit seines Wesens verräth deutlich die Schuld. Zeigt er sich sicher, redet fest, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und hat auf jeden Einwurf eine pfiffige Antwort: die Frechheit dieses geriebenen Burschen verdient exemplarische Strafe. Ist er ungebildet, ein An-
 Alphabet aus der Hefe des Volkes: ein so tief stehendes, rohes Subjekt wagt den Angriff auf unsere heilige Rechtsordnung! Hat er ein bisschen Kultur-
 schliff und benimmt sich gewandt: bei dem Bildungsgrade des Angeklagten

ist ein hohes Strafmaß geboten. Versagt sein Erinnerungsvermögen: Schuldbeweis; ein ordentlicher, anständiger Mensch weiß nach zehn Monaten noch ganz genau, was er an einem bestimmten Tage seines Lebens zwischen acht und neun Uhr vormittags gethan, wo er sich aufgehalten, mit wem er gesprochen, welchen Rock er getragen und wo er einen Cognac getrunken hat. Ist sein Gedächtniß gut: Schuldbeweis; nur ein abgefemter Verbrecher kann sich so für jede Minute einen Alibi beweisen ergrübeln haben. . . . Es wäre zum Tollachen, wenn es nicht gar so traurig wäre und bitter an Figaros Zornruf mahnte: *C'est dégrader le plus noble institut!* Kein Rechtsanwalt besseren Schlages nimmt zu solchen Mitteln seine Zuflucht; er wahrt wenigstens den Schein der Objektivität und opfert, um Etwas zu retten, einzelne Theile der vertheidigten Position. Mußte Ihr Herr Flasche heute nicht offen bekennen, daß die Beweisaufnahme nichts, rein gar nichts, zu Tage gefördert habe? Daß ers nicht that, daran trägt nicht er persönlich, sondern die schlechte Tradition, in deren Bannkreis er seine Nummern abmacht, die Schuld. Er schiebt mit verächtlicher Handbewegung die Gutmännigsten Zeugenaussagen der Prostituirten und Zuhälter hinweg; wer wird solchem Gefindel Glauben schenken? Sehr richtig. Wenn aber die vagirende Miß Wade und die ärztlich kontrollirte Lady Solze Räubergeschichten erzählen, dann sind sie dem Ankläger als werthvolle Helferinnen willkommen. Er nennt bländig bewiesen, was in zehn Tagen nicht einmal wahrscheinlich geworden ist. Und er nimmt sogar die groteske Graphopsychologin ernst, die mit dem Professortitel ihres seligen Gatten herumstolzirt, und lobt über den Klee den Schreibsachverständigen Grabow, der — *pends-toi, Bertillon, tu n'as pas deviné cela!* — die ungeheure Entdeckung gemacht hat, daß die meisten Menschen in einem Winkel von achtundfünfzig Grad schreiben. Fabelhaft, nicht wahr? Nein! . . . Ich bin kein Bewunderer der Laienjudikatur. Das aber machen berliner Geschworene nicht mit.“

„Hören Sie mal! . . . Ich habe während der Rechtsbelehrung fürs Morgenblatt ein Stimmungsbild angefangen. Das paßt dann ja nicht!“

„Ihr mit Euren Stimmungsbildern! Ihr seid die Rechten. Die Polizei ändert sich nicht; *sit ut est, aut non sit*. Der Kriminalinspektor Braun war natürlich froh, als er seinen Mörder hatte, und läßt ihn sich nicht mehr rauben. Er hat sich einen Kolportageroman zusammengestoppelt, der seinem Bedürfniß genügt und seiner Autoreneitelkeit schmeichelt; und er kämpft für Amt und Reputation. Das wird nicht anders werden, so lange Leute ohne jede kriminalistische oder gar psychologische Vorbildung, Leute, die, bis sie ergrauten,

die Unteroffizierstreffen trugen, die für die Strafjustiz wichtigste Vorarbeit besorgen und ihr — meist geradezu lächerliches — ‚Material‘ an die Staatsanwaltschaft liefern. Der heutige Prozeß zeigt an einem Schulbeispiel, was dabei herauskommt, und sollte endlich einmal dem possenhast veralteten System den Todesstoß geben. Immerhin: Herr Braun und seine Leute glauben wenigstens, was sie sagen, glauben an die nächtigen Zusammenhänge zwischen einer Dirnengilde und einer organisirten Zuhälterzunft, die es in Berlin gar nicht giebt, die in ihrem Sinn aber das Spulleben einer Bürgerbande führt, während in der berlinischen Wirklichkeit diese flottirenden Elemente des Lumpenproletariates sich höchstens in Grüppchen zusammenfinden. Aber Ihr! Euch ist's nur um die Sensation zu thun. Ihr wollt einen Mörder, weil ein Mörder für Wochen gern gekauften Stoff liefert. Erst zetert Ihr über die Unfähigkeit der Polizei, weil ihr's nicht in acht Tagen gelingt, zu entdecken, wer ein Frauenzimmer gemordet habe, das in jeder Nacht vier-, fünfmal und manchmal noch öfter mit aufgelesenen, betrunkenen, vielleicht irrsinnigen Bummlern in die Dachspelunke kletterte, um für ein paar Pfennige diesen Gentlemen als Spermatozoidenausguß zu dienen. Und dann, wenn die Anklage erhoben ist, geht Ihr mit der selben, eben noch geschmähten Polizei durch Dick und Dünn. Dann ist Alles wahr, was Kommissare, Agenten und Schutleute ‚ermittelt‘ haben; nur immer mehr noch herbei: die Leser sind auf den Geschmack gekommen und schlürfen wollüstig das aus Blut und Brunst gemischte Parfum in die Nästern. Während der Verhandlung drückt Ihr alle den Angeklagten belastenden Aussagen fett und schilbert in Euren eilen und albernen Stimmungsbildern sehr anschaulich seinen Verbrecherschädel oder sein Raubvogelgesicht. . . Als das von dem Kriminalinspektor Braun über ‚seinen‘ Mörder ermittelte Material bekannt wurde, mußte jeder kühle Beurtheiler erkennen, auf wie schwankem Grunde diese künstliche Nothkonstruktion stand. Habt Ihr das Anklagegebäude kritisch geprüft? Nein. Habt Ihr auch nur das winzigste Bruchstückchen zur Ermittlung der Wahrheit herbeigebracht? Nein. Wie gierige, perverse Kinder habt Ihr in dem Urathhaufen herumgestochert und ein schrilles Wehgeschrei ausgestoßen, als die sogenannte Oeffentlichkeit des Verfahrens beseitigt wurde. Nicht etwa aus ernstern, prinzipiellen Gründen, nicht, um die täglich rücksichtslos geübte Sitte auszuroden, nach der unsere Richter sich befugt wähnen, die kargen Reste der Kontrollmöglichkeit beliebig wegzuräumen, — nein: weil es so wunderschön gewesen wäre, den Lesern den Defilirmarsch der Dirnen vorzuführen. Daß auf die Aussagen dieser

Gesellschaft nichts zu geben ist, wissen Sie selbst ganz genau. Ein Policeman, hat Tarnowsky gesagt, herrscht unumschränkt über das ganze Heer der Prostituirten in seinem Bezirk. So ist nicht nur in England; und wenn aus diesen gehehnten, verängstigten Frauenzimmern nichts dem Angeklagten Ungünstiges herauszubringen ist, dann muß seine Sache gut stehen, denn jedes Kontrolmädchen und jeder Zuhälter leistet der Polizei gern einen Dienst. Ihr aber hockt auf der Hintertreppe, begafft, wie das Wundmal einer Heiligen, den Melodramenzettel mit der angeblich blutigen Schrift, macht Stimmungsbilder und möchte am Liebsten eine Stimmungsjustiz haben. Ihr unterstützt den gemeingefährlichen Brauch, vom Angeklagten, statt ihm seine Schuld zu beweisen, den Beweis seiner Unschuld zu fordern, eine Methode, die heute viel schlimmer wirkt als irgend ein Beweisverfahren aus der Zeit der Ordalien und Gottesurtheile, und wettet, ganz im Stil der schlechtesten Gerichtspräsidenten, gegen den frechen Burschen, der den Frevel zu leugnen wagt.“

... Der Stimmungbildner war völlig verstört. „Ja“, stammelte er, „soll man für diesen Guthmann denn etwa noch Sympathie . . .“

„Was geht mich Herr Hugo Guthmann an? Ob er schneidert oder vom Hemdzins seiner Mädchen lebt, kümmert mich nicht und für das heuchlerische Gewinsel über die Prostitution, die Ihr doch Alle braucht, ohne die Eure Bourgeoisie einem schmutzigen Kaninchenstall gleiche, fehlt mir der Sinn. Hier handelt es sich um das Recht, um sonst nichts. Dafür, daß Guthmann die Prostituirte Bertha Singer ermordet hat, ist nicht der Schatten eines Beweises erbracht. Ein Motiv zur That ist nicht zu erkennen und heute, nach neunmonatiger Untersuchung und zehntägiger Hauptverhandlung, spricht noch nicht einmal ein ernsthafter Verdacht dafür, daß Guthmann die Singer überhaupt kannte. Solche Prozesse sind im letzten Lebensjahr des neunzehnten Jahrhunderts in der Hauptstadt des Deutschen Reiches möglich, allwo man die Hände ringt, weil ein Akt der von der Presse unterstützten Stimmungsjustiz den edlen Herrn Dreyfus auf die Teufelsinsel verbannt hat. Und Sie Fabrikant von öffentlicher Meinung, Sie Volkserzieher glauben noch, erwachsene Männer könnten sich entschließen, auf Grund einer solchen Beweisaufnahme einen Menschen dem Beil des Scharfrichters auszuliefern!“

... Wir hatten uns verschwagt. „Freigesprochen!“ rief von der Treppe ein Herr mit rothem Schlipf seiner Trauten zu, die das Kopftuch fester knüpfte und sich in des Liebsten Arm hing. Der Stimmungbildner war schnell wieder heiter geworden. „Ich bin mit Guthmanns Bruder sehr gut. Ich werde ihn in der Gerichtsklaube drüben erwarten. Man muß sich zu helfen wissen. ... Vielleicht kann ich den Kellner-Hugo fürs Morgenblatt interviewen.“

Die Arbeiterpolitik des deutschen Absolutismus.

Das fünfzehnte Jahrhundert und die erste Hälfte des sechzehnten waren das goldene Zeitalter des deutschen Gesellenstandes: das Handwerk war überall lohnend, die Arbeit daher sehr gesucht, die Gesellen lokal und in vielen Branchen sogar über weite Gebiete des Reiches vorzüglich organisiert, ihr Auftreten vom Geiste der Solidarität beherrscht, das Ansehen und der Einfluß ihrer Verbände bei den Meistern bedeutend; und so konnte es nicht ausbleiben, daß die Arbeitbedingungen eine wesentliche Verbesserung erfuhren. Der Lohn stieg, die Arbeitszeit wurde verkürzt und die Abhängigkeit des Gesellen von seinem Meister ganz erheblich gemildert. Aber mit dem Anbruch der neuen Zeit hebt, wenn auch nur äußerst langsam sich durchsetzend, eine Reaktion an, die mit der ganzen Richtung der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung dieser Zeit eng zusammenhängt. Diese Entwicklung ist durch den Rückgang der städtischen und gewerblichen Kultur, etwa von 1550 bis 1700 während, und durch das Aufkommen der Territorialregierungen charakterisiert. Die Macht der Hanse hielt nicht Stand, die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien schwächte die Bedeutung der deutschen Reichsstädte für den internationalen Handel und der Dreißigjährige Krieg mußte in Tausenden von Gemeinwesen auf Jahrzehnte hinaus alle Wohlhabenheit vernichten. Um so mehr mußte die natürliche Tendenz der Zünfte, einseitig das Interesse der Meister wahrzunehmen, wegen der wirtschaftlichen Noth der Zeit sich geltend machen. Sie wurden in der Aufnahme immer exklusiver, häufig wurde die Zahl der Mitglieder direkt auf eine bestimmte Zahl fixirt, die Eintrittsbedingungen wurden durch Erhöhung der Eintrittsgelder und sonstige, häufig ganz muthwillige Bedingungen für Alle, die nicht Söhne oder Schwiegersöhne der Meister der fraglichen Zunft waren, immer härter und unerfüllbarer, die Thätigkeitsgebiete der einzelnen beruflich verwandten Zünfte wurden wegen der bornirten Eigenliebe aller Beteiligten immer sorgfältiger von einander abgegrenzt und gaben immer häufiger Anlaß zu Streitigkeiten und Prozessen, die sich dann wieder Jahre lang hinzogen. Und die ganze Wirtschaftspolitik der Städte, die früher immerhin das Wohl der unteren Schichten nach Möglichkeit durch ein System umfassender und tiefgreifender Maßregeln gesichert hatte, wurde jetzt den Interessen der einflußreichen Zunftmeister dienstbar gemacht. Für den größten Theil der deutschen Städte galt, so weit die rein städtische Verwaltung maßgebend war, was Schmoller in seinen Untersuchungen über das brandenburg-preussische Innungswesen dieser Zeit von den märkischen Städten konstatirt: hier „war in den oligarchisch sich abschließenden Bürgermeister-, Patrizier- und Brauercliquen mehr Luxus als Bildung, mehr Hoffahrt und Uebermuth als Tüchtigkeit und Kraft; das

Interesse reichte über die Rathsstube, die Stadtkirche und die Kanzel nicht mehr hinaus; man klagte über schwere Zeiten und die Schelmerei und die Praktiken der großen Herren und suchte dabei selbst in immer schamloserer Weise im Trüben, ließ Alles im alten Schlenbrian gehen, sah aus Gefälligkeit den reichen Meistern durch die Finger. Mit der wachsenden wirtschaftlichen Noth und Engherzigkeit waren die Räte auch immer bereiter, kurzfristige Beschlüsse der Innungen zu genehmigen; und jeder schriftlich fixirte und genehmigte Beschluß der Innung, besonders, wenn er die Konkurrenzregulirung betraf, hatte durch diese Fixirung eine andere Bedeutung: er wurde zum wohlverordneten Recht. Hatte früher der Rath einmal genehmigt, daß ein oder zwei Jahre kein neuer Meister aufgenommen werde, weil es an Absatz fehle, so stand jetzt im Statut, daß das Gewerk auf sechs Bäcker beschränkt sei, und dabei blieb es nun. Hatte in älterer Zeit der Rath einmal den Krämern oder den fremden Händlern im Jahrmarkt den Verkauf einer Waare erschwert, so war Das vorübergehend gewesen; jetzt wurde für immer jede solche Schranke in die Statuten aufgenommen; neue kamen hinzu, die alten wurden nie mehr beseitigt; die einflussreichen Brauer, Bäcker, Fleischer, Krämer arbeiteten dabei einander in die Hände. Was einst eine je nach den Konjunkturen schwankende Maßregel der städtischen Wirthschaftspolitik gewesen, wurde jetzt mehr und mehr ein wachsendes Bollwerk gegen jede Konkurrenz.“ Mit Recht meint deshalb Georg von Below, daß aus dieser Zeit das Wort Zunftgeist seine unangenehme Nebenbedeutung erhalten habe.

Unter solchen Umständen mußte sich die Lage des Gesellenstandes um so eher verschlechtern, als in dieser Epoche durch die Einfuhr und erhöhte Produktion von Edelmetallen ein sehr beträchtliches Steigen aller Waarenpreise, also auch der Lebensmittel, stattfand; denn unter den erwähnten Umständen, wo die Meister sich selber so häufig nur kümmerlich nährten und eine festgeschlossene, obrigkeitlich gestützte Kaste bildeten, konnten die Gesellen schwerlich eine den gestiegenen Waarenpreisen entsprechende Erhöhung der Löhne durchsetzen. Immerhin war die Macht der Gesellen bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein noch bedeutend genug: die Verbindung zwischen den Gesellen aller Orten war eine so enge, daß ein Meister oder selbst die ganze Zunft einer Stadt, die „geschmäht“ war, keine gelernten Arbeitskräfte anzuwerben vermochte. Und weil die Zunft diesen Einfluß der Gesellenkoalition kannte, legte sie sich, bei deren Streitigkeiten mit der Obrigkeit, gern gerade zu Gunsten der Gesellen ins Mittel.

Aber der freie Spielraum, der auf diese Weise noch lange Zeit den Gesellenverbänden gegönnt war, wurde von ihnen in der Hauptsache nicht ausgenutzt, um die materielle, moralische und intellektuelle Hebung ihres Standes durchzusetzen, sondern, um gewisse Unarten des Gesellenlebens weiter zu pflegen, vor Allem, um den Zochcomment und einen ganz verschrobenen

Ehrbegriff auszubilden. Sie wurden so nicht selten den modernen Studentenverbindungen ähnlicher als den Arbeiterkoalitionen. Das gesteht auch der kommunistisch gesinnte Historiker Bruno Schoenlank zu: „Die starren Formen der Organisation waren geblieben, in der Stidluft jener Zeit aber war die frische, jugendkräftige Bewegung elend zu Grunde gegangen. Ein kindisches Spiel mit dem Flitterstand unverstandener Sitten, ein wüßtes Treiben beim Spiel, in der Schänke und auf den Gassen, eine zähe Anhänglichkeit an die obsolet gewordenen Einrichtungen der Vergangenheit, eine durch Vorurtheile getrübe Auffassung der Dinge, Mißbräuche statt der Bräuche, statt guter Art die Entartung.“

Die Folge davon war, daß die Gesellenverbände Arbeitscheu, Leichtsinu und Trunksucht beförderten, aus den wichtigsten und frivolsten Gründen Händel unter einander sowohl wie mit der Obrigkeit anfangen und die einzelnen Genossen zur Fügsamkeit zwangen durch die Drohung, sie auf die schwarze Tafel (in den Herbergen) zu setzen und durch einen „Treibebrief“ ihre Wiederanstellung zu hindern. Daher kam es, daß Einrichtungen, die ursprünglich als segensreiche sozialpolitische Institutionen gedacht waren, ganz besonders viel zur Entartung beitrugen und großen Anstoß erregten: so vor Allem die in einer Reihe von Gewerken übliche Verabreichung eines „Geschenk“ an die wandernden Gesellen. Ursprünglich hatte das Geschenk dazu dienen sollen, die Gesellen auf der Wanderzeit vor Vagabondage und Bettel zu bewahren, und darum war vorgeschrieben, daß der ankommende Geselle ein paar Tage kostenlos verpflegt wurde, freies Nachtlager erhielt und, falls er am Ort keine Arbeit fand, mit einem kleinen Zehrpfennig für die Reise bis zum nächsten Ziel entlassen wurde. Aber im Lauf der Zeit nahmen manche Gesellen daraus Anlaß, nicht ernstlich nach Arbeit sich umzusehen, sondern auf Kosten der Genossen am anderen Orte sich gütlich zu thun, zu zechen und müßigzugehen, um es dann am nächsten Ort eben so zu machen. Den Gesellen in diesen Orten gab dann wiederum die Ankunft oder der Abschied des fremden Mannes oft genug den erwünschten Anlaß, sich zum Zehrgelage zu versammeln. Und dazu hielten sich noch die Gesellen in den Zünften, die das Geschenk eingeführt hatten, für vornehmer als die Gesellen der anderen Zünfte; jene wollten mit diesen nicht zusammen arbeiten, erkannten sie überhaupt nicht als voll an: so kam es zu unaufhörlichen Händeln zwischen beiden Parteien und schließlich steckten sie einander in Verruf. Und gerade diese Mißstände, die an das Geschenk anknüpften, waren es, die den Anstoß gaben, daß das Reich selbst als höchste legislatorische Instanz den Handwerks-einrichtungen und dem Gesellenwesen seine Aufmerksamkeit zuwandte.

Das geschah zum ersten Male schon im Jahre 1510, wo die Reichsstädte auf der Reichsversammlung zu Speyer beim Kaiser um die Aufhebung

der sogenannten Zünfte einkamen. Daher richtete sich die erste Reichspolizeiordnung, die 1530 zu Augsburg erlassen wurde, vornehmlich gegen das Gesellenunwesen. Sie schrieb den Gesellen vor, während der Wanderzeit ein beglaubigtes Arbeitsbuch bei sich zu führen, gebot einen bestimmten Modus der Anstellung der Gesellen, damit das müßige Umhergehen und Ziehen außer Gebrauch käme, verbot die Darreichung des „Geschenkens“, die Verwendung der Beiträge zu Trinkgelagen, die Unredlichkeitserklärung von Gesellen oder Meistern aus den bisher üblichen Gründen. Das Alles geschah aber nur auf dem Papier. Denn an entsetzliche Thaten dachte man nicht: eine gleichmäßige Intervention der verschiedenen Staaten und Städte war nicht zu erreichen und ein einzelner Staat konnte gar nicht gegen die Gesellen vorgehen, da sie sonst kein Gebiet verlassen und die Thätigkeit darin ihren Genossen im Reiche — mit Erfolg — untersagt hätten. So blieb bis tief ins siebzehnte Jahrhundert hinein Alles beim Alten und die Organisation der Gesellen wurde in keiner Weise tangirt, obwohl jenes Gesetz bis dahin öfters wiederholt und sogar noch durch besondere Zusätze bereichert wurde.

Eine Aenderung erfolgte erst, als die inzwischen konsolidirten und mächtig gewordenen Territorialstaaten sich zu gemeinsamem Vorgehen einten und mit allen Mitteln der centralen Verwaltung rücksichtslos einschritten. Die Territorialfürsten hatten schon längst in das Gewerberecht der Städte eingegriffen: da sie die Interessen der städtischen und der ländlichen Bevölkerung zugleich wahrzunehmen hatten, so mußten sie dafür Sorge tragen, daß die von den Städten, zum Theil auf Kosten des platten Landes, bisher befolgte spezifisch städtische Wirthschaftspolitik corrigirt wurde, um einer territorialen Wirthschaftspolitik Platz zu machen. In diesem Sinne war in Preußen, das auf diesem Gebiete bald die Führung übernahm, verfügt und auch durchgesetzt worden, daß die Geschlossenheit der Zünfte durchbrochen, die Kosten der Erlangung der Meisterschaft ermäßigt, die Gesellen, denen die Zünfte ungerechtfertigte Schwierigkeiten machten, unter die Meister aufgenommen und die Zahl der abseits der Zunft thätigen Freimeister erhöht wurde.

Gegen die Gesellen vorzugehen, war aber schwerer, weil man immer befürchten mußte, daß sie dann das betroffene Territorium meiden und seinen Innungen den Zugang von Arbeitern aus anderen Gebieten abschneiden würden. Und deshalb betrieb man auch die Lösung dieser Frage auf dem Reichstage zu Regensburg, um eine gemeinsame Aktion der deutschen Territorien ins Werk zu setzen. Hier kam nach mehrjährigen Berathungen am dritten März 1672 ein „Reichsgutachten“ zu Stande, d. h. es wurden einige Maßregeln gegen die Gesellenverbindungen und Zunftmißbräuche, in fünfzehn Paragraphen geordnet, abermals zu Papier gebracht. Wie wenig man zunächst an ihre Ausführung dachte, geht daraus hervor, daß ihre Publikation erst 1726 er-

folgte. Trotzdem ist das Reichsgutachten bedeutsam, weil es die prinzipielle Grundlage für die — mehr als ein halbes Jahrhundert später erfolgenden — wichtigsten Aktionen auf diesem Gebiet abgegeben hat. Wir müssen uns deshalb mit seinen wichtigsten Bestimmungen beschäftigen. Danach sollen die Gesellen ständig durch Polizei und Ortsobrigkeit kontrollirt werden; Gesellen, die „aufstehen und hinwegziehen“ (streiken) oder andere auftreiben (boykottiren), sollen auf den Innungsherbergen aller Orte notirt und nirgends mehr „gefördert“ (in Arbeit genommen) werden; Gesellen, die zunftmäßig das Handwerk gelernt haben, sollen an allen Orten aufgenommen werden, auch wenn dort andere Handwerksgewerbe herrschen; schließlich sollen Mißbräuche von minderer Bedeutung, die meist mit der angemessenen Gerichtsbarkeit der Gesellen zusammenhängen, beseitigt werden. Mit diesem Gutachten war die Reform des Gesellenwesens zunächst wieder ad acta gelegt, so daß der brandenburgische Gesandte am Reichstage, von Henniges, der die Geschichte dieser Aktion geschrieben hat, das Zustandekommen des Gutachtens mit dem maiden Eingeständniß berichtet: „Und damit wurde auch diese Sache insoweit abgethan, daß hithero hiervon wenig mehr auf dem Reichstag gehört worden.“

Immerhin nahmen sich nun einige Einzelstaaten der Sache an. Allen voran ging die braunschweigisch-lüneburgische Regierung, die durch Verordnung vom vierten August 1692 (das hannoversche Gildensstatut) eine Reihe der wichtigsten Neuerungen einführte. Den Innungen (also auch den Meistern) wurde jegliche Gerichtsbarkeit genommen; die Annahme von Lehrlingen soll „ohne einiges absehen auff dessen gebührt“ erfolgen, so daß also die Vorurtheile gegen unehelich Geborene, Kinder von Weinwebern u. s. w. ganz von selbst ihre Kraft verloren. Besonders ausführlich war das neue Gesellenrecht: Den Gesellen wurde zunächst das Abhalten von Kommerzen („krug-tage, freye Montags, fast-nachts und andere dergleichen läderliche gelage“) verboten; dann durften sie fürdehın ihren Meistern keine Vorschriften über die Freigabe von ganzen oder halben Wochentagen machen; weiter sollten sie eine vierwöchige Kündigungsfrist innehalten; im Falle ihres Wegzuges mußte der Meister die Obrigkeit vorher davon benachrichtigen; heimliche Entfernung des Gesellen war durch Anschlag seines Namens in allen Zunftherbergen und durch Ausschließung von der Arbeit zu bestrafen; der Unterschied zwischen geschenkten und nicht geschenkten Handwerken wurde aufgehoben; nur jene fremden Gesellen, die am Orte Arbeit gesucht, aber nicht erhalten hatten, durften — übrigens höchstens zwei Tage — mit Speise und Trank freigehalten werden; die Jurisdiktion der Gesellen und die Verhängung von Strafen über Meister und Genossen wurden verboten. Ob diesem hannoverschen Statut in Wirklichkeit nachgelebt wurde und ob es nicht vielmehr nur papierne Giltigkeit hatte, vermag ich nicht zu sagen. Im besten Fall hätte es übrigens nur für ein begrenztes Territorium Bedeutung gewinnen können.

Aber bald mußte auf diesem Gebiet Wandel geschaffen werden. Der immer mehr erstarkende fürstliche Absolutismus hatte das höchste Interesse daran, das gesammte Gewerkswesen unbedingt den allgemeinen staatlichen Interessen, wie er sie vertrat, unterzuordnen; er konnte nicht dulden, daß die gewerkschaftlichen Vereinigungen einen Staat im Staate bildeten, wie es im Mittelalter der Fall gewesen war; allzu viele Reste aus dieser Zeit waren noch vorhanden. Mußten aber die Territorialherren schon die Verbände der Meister ungünstig ansehen, weil sie im einseitigen Interesse einer Bevölkerungsklasse die wirtschaftlichen Lebensbedingungen beeinflussten und gewissermaßen die Macht der fürstlichen Administration einengten, so waren die Verbände der Gesellen in ihren Augen noch weniger berechtigt. Deshalb hatten schon 1688 die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg in dem ersten Entwurf eines Handwerksreglements den Gedanken angeregt: „ob nicht solche Ämter und Gilden gänzlich aufzuheben, und einem jeden sein Handwerk, wie und was Ohren er zum besten könne, nach belieben treiben zu lassen, dem gemeinen Besten weit vorträglich, als die so viele Mißbräuche nach sich ziehende und die natürliche Freiheit, seine Nahrung nach bestem Vermögen zu suchen, dergestalt einschränkende Gilden und Zünfte, weiter zu dulden, fallen mögte“, und die Herzöge hatten den Gedanken bloß fallen lassen, weil er nur durch ein Reichsgesetz zu verwirklichen war, dessen Zustandekommen eben damals höchst schwierig erscheinen mußte. Auch Friedrich Wilhelm I. — dessen Bedeutung für Preußens Größe wegen einiger persönlich wenig angenehmen Sonderbarkeiten unterschätzt zu werden pflegt — war im Grunde seines Herzens Gegner aller zünftigen Einrichtungen. Das beweist eine höchst charakteristische Bemerkung, die er unter ein Gutachten der Centralstelle, des General-Kommissariates zu Berlin, das sich für Beibehaltung der bisherigen Zunftrechte in modifizirter Form aussprach, setzte und die also lautete: „In Hollandt, Brabant, Frankreich, Engellandt sein dar Zünfte? Und sein in diese Lender bessere Arbeiters oder in Deuschland? Die Zünung kan ich im Reich nit aufheben, aber das kan ich tuhn, das ich lasse Meister werden sonder Geldt zu zahlen und lasse arbeiten wer will, So wie es hier unter die Franzosen ist, heute ist er ein Beder, Morgen wirdt er ein strumpf-ridder Gesell und So weiter. Ihr Resonnement dauget nit! Friedrich Wilhelm.“ In der selben Richtung lag des Königs Bestreben, Streitigkeiten verwandter Gewerke über die Grenzen ihrer Berufsthätigkeit so zu entscheiden, daß er jedem von ihnen die Thätigkeitsgebiete der anderen freigab. Charakteristisch dafür wie für die Gesinnung des Königs ist ein von Moritz Meyer in seinen Untersuchungen über die „Preußische Handwerkerpolitik“ mitgetheiltes Fall. In Berlin hatten sich die Leinwandfärber darüber beschwert, daß die sogenannten Schönsfärber (d. h. Wollfärber) auch Leinwand blau zu

färben sich anmaßten. Der König entschied im angegebenen Sinne, wobei er eigenhändig am Rande der Eingabe bemerkte: „Die Blauleinwandt Ferber sollen ferben schön, die schön Ferber sollen auch Leinwandt ferben; aber der wirdt am besten ferben, der wirdt Abgang haben; ich will lassen absonderlich in Berlin, Königsberg, Wesell, Magdeburg arbeiten, wer da will, sollen sich nit an Innungen lehren: wer da guht arbeitet, wird verdienen, der schlechte Arbeit machet, wirdt nichts verdienen, ergo die Leute auf gutte Arbeit sich legen werden. Friedrich Wilhelm.“

Ueber die Gesellenverbände und deren beanspruchte — und faktisch ja auch ausgeübte — Rechte mußte das absolute Fürstenregiment noch herber urtheilen. Es verlangte von allen Untertanen Subordination und Gehorsam; von den dienenden Klassen aber außerdem auch noch strikte Unterordnung unter die Befehle der Dienstherrschaft, so weit diese nicht direkt unsittlicher oder barbarischer Natur waren; überdies konnten die Gesellen nicht, wie die Meister, auf verbrieftete Rechte hinweisen, sondern sich nur auf alte Sitten berufen, — und diese waren zum Theil wirklich Unsitten, die Müßiggang, Trunk und Roheit beförderten; endlich bedeuteten die Freiheiten, die die Gesellen für sich in Anspruch nahmen, eben so viele Behinderungen der geordneten wirthschaftlichen Erwerbsthätigkeit der Meister, — und Das mußte der damals herrschenden merkantilistischen Anschauung als eine schwerliche Schädigung des Volkswohlstandes, die unter keinen Umständen zu dulden war, erscheinen. Darum mußte dieses Regime mit allen Koalitionen und allem Kommerzieren der Gesellen wirklich tabula rasa machen, da es auch für Das, was daran berechtigt war, keinerlei Verständniß haben konnte. Und so schrieb der vornehmste Berather des preussischen Königs in Handwerkerangelegenheiten, der Direktor der neumärkischen Kriegs- und Domänenkammer, Geheimrath Hille in Küstrin, über die Gesellen an Friedrich Wilhelm: „Diese Leute bilden sich ein, als wann sie ein besonderes Corpus oder Statum in Republica formirten, da sie doch vor weiter nichts als vor Arbeits Gehülffen vor Lohn zu consideriren sind. Sie flattiren sich mit einer chimäriquen Independance, wie die Studenten zur Zeit des Pennalismus und setzen ihre absurden Handwerksgebräuche weit über vernünftige und ihre eigene Conservation abzielende landesherrliche Geseze, und ihr eingebildeter point d'honneur mehrt sich, nachdem sie viel Gelegenheit finden, Ew. Königl. Majestät Befehlen sich widersetzen zu können.“ Darum wird dem Könige vorgeschlagen, „daß die schwarze Taffeln, Gesellen-Laden, Privilegia und ihre übrigen Wägen cum ignominia quadam zerstücket würden, damit sie an dergleichen nicht mehr kleben, sondern sich bescheiden müsten, daß ihr Fortkommen und Fortune allein von ihrem Wohlverhalten und denen Attestatis des Gewercks dependire, insonderheit aber, daß sie kein besonderes Corpus, wie sie anjeto

vermeinen, constituiren.“ Und schließlich wird der König im Interesse einer energischen Intervention schmeichlerisch noch also apostrophirt: „Ew. Königliche Majestät haben seit Vero beglückten Regierung verschiedene Sachen zum Stande und zum Effect gebracht, welche man, aus einem vorgefaßten Wahn, vor nicht möglich gehalten, und wird es gewiß nicht ein geringes zu Vero Gloire beitragen, wann auch diesen so lange gewährten Mißbräuchen abgeholfen würde; solches scheint anjeho umb so viel leichter zu seyn, da andere Puissancen auch darüber klagen.“

Diese letzte Bemerkung war wirklich richtig: In den Jahren von 1720 bis 1730 gab es rasch nach einander in verschiedenen Gegenden deutscher Zunge (Polnisch-Lissa, Wien, Augsburg, Würzburg, Stuttgart, Mainz und anderen Städten) Aufstände (d. h. Strikes) von Gesellen und Streitigkeiten zwischen Gesellen eines Ortes mit denen eines anderen Ortes, die dann zu Jahre dauernden Händeln, „Austreibungen“ von Gewerken und Städten, Berrußerklärungen und sogar thätlichen Ueberfällen führten. Da sich herausstellte, daß die Stadtobrigkeiten bei dem festen interlokalen Zusammenhalt der Gesellen nicht energisch zuzugreifen und die Uebelthäter zu bestrafen wagten, weil sie Furcht vor der Schädigung der städtischen Gewerbsthätigkeit durch die Berrußerklärung der Gesellenverbände hatten, so kam den Territorial-Regirungen überall die Erkenntniß, daß solchem Unwesen ein Ende gemacht werden müsse. Zuerst schritt diesmal der Kaiser ein, der 1722 in seinen österreichischen Erblanden die Verbindungen und Aufstände der Gesellen bei strenger Strafe verbot. Im folgenden Jahre wurde in Hannover, das die Gesellenverbände schon früher verboten hatte, ein kurfürstliches Patent erlassen, das auf Strike Festungs-, Leibes-, ja, Lebensstrafe setzte. Vor Allem aber betrieb jetzt Preußen beim Reiche den Erlaß eines Gesetzes gegen die Handwerksmißbräuche; und damit mußte es trotz der bekannten Schwerfälligkeit dieser Instanz um so mehr Erfolg haben, als immer wieder von neuen Gesellenaufständen Kunde kam. So wurde z. B. 1727 von den aufständigen Schuhknechten zu Augsburg der folgende „Treibebrief“ durch ganz Deutschland gegen die Stadt erlassen, den ich hier wörtlich citire, weil er damals alle Gemüther aufregte: „Liebe Brüder, wir haben einen Abschied machen müssen, mit diesem (deshalb), daß wir unsere Alte Gerechtigkeit behalten, und berichten Euch, daß keiner nachher Augsburg reisen thut, was ein braver Kerl ist, oder gehe er hin und arbeitet er in Augsburg, so wird er seinen verdienten Lohn schon empfangen, was aber, daß wird er schon erfahren.“ Danach mußte natürlich der Schutz der Arbeitwilligen immer mehr zur Parole des Tages werden und selbst die langsam arbeitende Reichsmaschinerie, an deren Fähigkeit zur Mitwirkung ursprünglich selbst Hille verzweifelt hatte, in Bewegung setzen. So erging 1731 auf Betreiben Preußens ein Reichstagsbeschluß,

der alsbald die kaiserliche Bestätigung fand. Er setzte im Einzelnen Folgendes fest. Die Gesellen sollen während der Dauer ihres Arbeitsverhältnisses einem „vernünftigen und heilsamen Zwange“ der Meister unterworfen sein, darum bleiben Geburt- und Lehrbriefe des Gesellen in der Lade der Zunftmeister liegen, auch wenn der Geselle wandert, und sie werden nur dann ausgeliefert, wenn er irgendwo Meister werden will und darüber eine Bescheinigung der zuständigen Ortsobrigkeit beibringen kann. Für die Wanderung von Ort zu Ort erhält der Geselle ein obrigkeitliches Attest, die „Rundschafft“, worin vermerkt ist, daß er entweder seine Arbeit zur Zufriedenheit des Meisters gemacht oder aber überhaupt keine Arbeit gefunden hat, während der Geselle, der die Arbeit böswillig verlassen oder sonst ein Vergehen begangen hat, kein Attest erhält, bis er seine Strafe abgehüßt hat. Ein Geselle, der kein Führungsattest hat, darf von keinem Meister angenommen und soll auf der Wanderschaft von der Polizei als Vagabund behandelt werden. Gesellen, die wegen Verweigerung des Attestes oder aus anderen Gründen zum „Austreiben“ schreiten, sollen als Aufwiegler angesehen, in Haft genommen und, wenn der Fall danach angethan erscheint, ins Zuchthaus geschickt werden. Weiter wird den Gesellen jede, wie auch immer geartete Gerichtsbarkeit, zumal solche, die sich gegen ihre Meister oder ihre Genossen kehrt, untersagt; auch wird ihnen verboten, den Montag „blau zu machen“; ihr altes Handwerksceremoniell wird für abgeschafft erklärt; endlich wird ihnen eingeschärft, nicht „nach ihrem Gefallen kostbare und gewisse Speisen von denen Meistern“ zu beanspruchen.

Daneben wird noch Einiges über die Innungen der Meister bestimmt, deren Machtbefugnisse und Mißbräuche den Regierenden damals ebenfalls ein Dorn im Auge waren. Keine Versammlung der Handwerker darf ohne Benachrichtigung der Obrigkeit, die dabei durch Deputirte vertreten sein soll, stattfinden. Die Ausschließung ganzer Bevölkerungsklassen vom Handwerkerberufe hat, abgesehen von den Kindern von Schindern und Abdeckern, aufzuhören. Die Kosten bei der Gewinnung des Meisterrechtes werden ermäßigt, die Bevorzugung der Meistersöhne wird aufgehoben, die Verbindung der Zünfte unter einander untersagt und die Verabredungen der Meister über Preise und Löhne werden für straffällig erklärt.

1732 wurde das Reichspatent in Preußen verkündet und 1733 folgte dann der Erlaß spezieller Handwerksordnungen für die preussischen Gebiets-theile. Meister und Gesellen waren an vielen Orten damit unzufrieden und da und dort kam es sogar zu Widerseßlichkeiten; die Gesellen wanderten zu Hunderten aus. Aber da viele Territorien gleichmäßig vorgingen und die fürstlichen Regierungen, auf ihre Machtmittel gestützt, energisch einschritten, so war hier nach wenigen Jahren der Widerstand gegen die neuen Gesetze

in der Hauptsache gebrochen. Anders war es in den Reichsstädten, die aus Rücksicht auf die Meister die seit so langer Zeit bestehenden Gewerbemonopole und Gebräuche nicht anzutasten wagten, auch die alten Freiheiten der Gesellen zu beseitigen Scheu hatten. Hier war noch Jahrzehnte später der wesentliche Inhalt des Reichspatentes unausgeführt.

In der Hauptsache war aber in den deutschen Landen erreicht, was beabsichtigt war. Die Zünfte selbst hatte man gar nicht aufheben wollen, theils, weil Das damals unmöglich schien, theils, weil viele maßgebenden Faktoren immer noch in ihnen Anstalten zur Beförderung wirthschaftlicher Tüchtigkeit und bürgerlicher Zucht und Ehrbarkeit sahen; aber sie waren vollkommen unter das Joch der Staatsgewalt gebeugt und steter Kontrolle unterworfen, durften nicht mehr so exklusiv wie früher sein, waren, zumal, wo es sich um nothwendige Lebensmittel handelte, in der Wahrnehmung ihrer egoistischen Interessen aufs Aeußerste beschränkt und konnten in keiner Weise dem Aufblühen der von den Zunftschranken ausdrücklich befreiten Manufakturen, in denen alle Regirungen einen wichtigen Quell des Nationalwohlstandes erblickten, hinderlich sein. Hier sind also wirklich der technischen und merkantilen Entwicklung, die über die zünftigen Institutionen hinausgewachsen war, durch die Gesetzgebung und noch mehr durch die — übrigens schon früher befolgte — Verwaltungspraxis die meisten Hemmnisse aus dem Wege geräumt worden; und darum hat diese absolutistische Politik damals dem Prinzip des wirthschaftlichen Fortschrittes entsprochen.

Noch tiefer als in die zünftigen Gerechtsame war in alle Privilegien und Gewohnheiten der Gesellen eingegriffen worden. Ihre bis dahin immer noch mächtige Organisation war in der Hauptsache beseitigt, alle ihre bisherigen, traditionell ausgeübten Rechte gänzlich hinweggefegt, jeder Versuch einer Neubildung der Organisation oder einer Widersetzlichkeit gegen Meister und Obrigkeit mit Gefängniß und Zuchthaus, ja, bei „hochgetriebener Renitenz, auch würdlich verursachtem Unheil“ mit Todesstrafe bedroht. Was den Gesellen geblieben, waren höchst kümmerliche Reste, die kaum den Schatten der Jahrhunderte hindurch genossenen Autonomie darstellten: die Sorge für das Herbergswesen, für die Unterbringung der zumandernden Gesellen und für die Unterstützung armer und kranker Genossen, — und selbst Das nur unter steter Aufsicht der Zunftmeister. Der absolutistische Grundsatz war gewesen, die Gesellen zu unbedingtem Gehorsam gegen Obrigkeit und Meister zu zwingen und von jeder Störung des ruhigen Ganges der Geschäfte abzuhalten; und dieser Grundsatz ward jetzt durchgeführt, obwohl übrigens geheime, aber sicherlich sozialpolitisch harmlose Gesellenverbindungen noch bis in die Zeit der Aufhebung der Zünfte fortbestanden haben. Und dabei ist es im ganzen Zeitalter des fürstlichen Absolutismus, auch des „aufgeklärten“, geblieben.

Die Ruhe des Kirchhofes, die man erstrebt hatte, war hergestellt. So weit dadurch wirkliche Mißbräuche, Roheiten, lächerliche Verurtheile, Kommerzieren und renommißisches Provociren anderer Bevölkerungsklassen — Das, was Hille dem Pennalismus der Gesellen nannte — beseitigt waren, ist auch diese Politik als gesund und heilsam zu bezeichnen. Dagegen wird man die Richtung der Gesellenverbände und der Arbeitseinstellungen als eine ungerechte und schädliche Unterdrückung der einen Klasse von Interessenten zu Gunsten der antagonisirenden, ohnehin besser situirten Klasse ansehen müssen. Die einzige, historisch freilich zureichende Entschuldigung dieser sozialen Politik ist, daß sie die Konsequenz der damals herrschenden Anschauungen war, der politischen vom absoluten Fürstenregiment wie der ökonomischen, die in der Richtung der merkantilistischen, auf einseitige Förderung der gewerblichen Produktion und des Absatzes bedachten Doktrin lagen. Und da der merkantilistisch gefärbte Absolutismus den Uebergang zur Epoche der Gewerbefreiheit bildete, die uns schließlich wieder die Koalitionsfreiheit und eine neue Organisation der Arbeiter brachte, so ist immerhin unter dem Gesichtspunkte der weltgeschichtlichen Entwicklung die Forderung berechtigt, daß man bei diesem dunklen Blatte seiner Geschichte nicht gar zu lange verweile. Professor Georg Adler.



Kompromittirt!

Am frühen Nachmittag hatte Fräulein Kelly einen Rohrpostbrief erhalten: „Liebe Kelly! Ich komme heute gegen sechs Uhr zu Dir und bitte Dich, daß wir allein bleiben. Ich habe etwas Furchtbares erlebt und fühle mich sehr unglücklich. Aber kein Wort davon zu Deiner Mama!!!“

Deine

Gard.“

Kelly und „Gard“, wie sie, statt Hildegard, genannt werden wollte, waren Cousinen und intime Freundinnen. Sie sagten einander Alles und schrieben einander Vieles, — was sie vielleicht einmal, wenn sie älter und klüger geworden sind, bedauern werden: namentlich das Geschriebene. Vorläufig aber hatten sie keine Geheimnisse vor einander; und das Vergnügen, der Anderen Etwas anvertrauen zu können, hatte sich bei Beiden zu einer Art Sport ausgebildet. „Diese beneidenswerthe Gard!“ dachte denn auch Kelly, als sie den kurzen Rohrpostbrief mit den drei unterstrichenen Stellen gelesen hatte. „Sie erlebt aber auch immer Etwas!“

Im Grunde war sie furchtbar neugierig, zu erfahren, was denn schon wieder los war. Und als Gard in Kellys elegant ausgestattetes Mädchenzimmer

trat, ging ihr diese, voll gespannter Erwartung, entgegen: „Na, was ist Dir denn passiert?“

Gard, ein hübsches, blaßes, brünettes junges Mädchen mit einem Capricen-gesichtchen, einer niedlichen Stumpfnase und dunklen, unruhigen Augen, sah ganz tragisch aus. Um blaßer zu scheinen, hatte sie sich das ganze Gesicht mit Reismehl bestäubt. Nelly, eine rosige, rundliche Blondine, sagte sie theilnahmedoll um die Taille und fragte noch einmal, was passiert sei.

„Etwas Entsetzliches!“ sprach Gard flüsternd. „Sind wir allein? Ich meine: kann uns Niemand belauschen?“

„Nein. Schieh' los. Aber zuerst leg' ab.“

Gard legte ab: langsam, ernst. Nelly war ihr dabei behilflich.

„Und nun wollen wir Thee trinken“, sagte sie. „Mama hat Baifers' von Gerstner mit nach Hause gebracht. Himmlisch, sag' ich Dir!“

„Ach, Nelly, wenn Du nur nicht so furchtbar profaisch wärest! Mir zerspringt das Herz vor Gram und Du redest von Thee und Baifers' . . .“

„Alles zu seiner Zeit. Und eine kleine Stärkung thut immer gut. Und denke Dir“, fügte Nelly, die Stimme dämpfend, hinzu, „Cigaretten hab' ich auch!“

„Was für eine Sorte denn?“ fragte Gard, die vor dem Spiegel stand und sich das Reismehl aus den Mundwinkeln und von den Brauen wuschte. „Gewiß wieder ein Schund!“

„O nein: La Favorite, aus dem Spezialitätenladen, Deine Lieblingsforte. Ich hab' sie meinem Bruder weggenommen: sechs Stück.“

„Das läßt sich hören. Und die Baifers': sind sie mit Schokolade- oder mit Kaffecrème gefüllt?“

„Na, siehste, Gard. Die Sache interessiert Dich also doch! Von beiden Sorten ist da. Mama nimmt immer von beiden.“

„Ach! wenn ich bloß nicht so elend wäre!“ seufzte Gard mit einer pathetischen Geberde. Dann tranken sie Thee, vertilgten eine hübsche Anzahl von Baifers' und begannen, als das Stubenmädchen das Geschirr hinausgetragen hatte, bei verschlossenen Thüren ihre La Favorite-Cigaretten zu rauchen.

„Mama riecht gewiß den Rauch, wenn sie nach Hause kommt“, bemerkte Nelly, „und dann krieg' ich's von ihr. Aber schon ordentlich, weißt Du.“

„Unsere Mamas könnten froh sein, wenn wir nichts Ärgereres thäten, als hinter ihrem Rücken ein paar lumpige Cigaretten zu rauchen“, entgegnete Gard bedeutungsvoll.

Nelly machte es sich in ihrem weichen Fauteuil bequem. „Jetzt erzähle, Gard. Ich plage bald vor Neugier.“

Gard stand auf, kreuzte die Arme über der Brust und sah die Freundin durchbringend an: „Sag mir, Nelly, aber sei ehrlich: Warst Du schon jemals in der Wohnung eines Mannes?“

Nelly riß die Augen auf, so weit sie konnte. „Eines . . . unverheirateten Mannes, meinst Du?“ entgegnete sie, ein Wenig zögernd.

„Natürlich eines unverheirateten Mannes. Einer, der eine Frau hat, zählt doch überhaupt nicht mehr mit. Also: warst Du? Ja oder Nein!“

„Nein!“

„Aber ich!“

„Ach!“ In dem kurzen Ausruf drückt sich Allerhand aus: Erstaunen, Befremden, Bewunderung und Neid. Besonders aber Neid. „Was Du nicht sagst, Gard! Allein warst Du in der Wohnung eines Mannes?“

„Ganz allein. Gestern.“

Scheu beinahe sah Kelly zu Gard empor, die so kühn vor ihr stand.

„Das ist ja furchtbar interessant, Gard!“ flüsterte sie athemlos und rutschte in ihrer Erregung auf dem Hauteuil hin und her. „Aber Du hast Recht: entsetzlich ist es auch . . .“

„Du weißt noch gar nicht, wie entsetzlich,“ sagte Gard und ließ sich, wie erschöpft, in einen Schaukelstuhl fallen.

Kelly wurde ängstlich. Das ging denn doch über den Spass. Kleine Heimlichkeiten, . . . na, gut! Aber eine solche Geschichte . . .

„Gard“, bat sie eindringlich, „verheimliche mir nichts. Sag mir Alles, Gard!“

Diese hielt die Hand über die Augen und schüttelte heftig den Kopf. „Ich schäme mich so!“ murmelte sie und Kelly bemerkte, daß sie weinte.

Ihr wurde angst und bange. Sie kniete neben Gard nieder und umschlang sie mit beiden Armen. „Gard, Du mußt sprechen. Bei wem warst Du? Doch nicht . . . bei Herrn Rollmann?“

Gard nickte. „Ja, bei ihm. Du hast es errathen.“

„Und Der hat Dir weh thun können? Und er macht einen so anständigen, vertrauenswürdigen Eindruck . . .“

Bitter lachte Gard auf. „Ja, ja. So hab' ich auch gedacht . . . bis gestern. Die Männer sind schlecht, bodenlos schlecht, Kelly: darauf kannst Du Gift nehmen. Laß Dich durch mein trauriges Beispiel warnen und liebe keinen, — keinen!“

„Aber sag mir doch“ . . .

„Gleich. Zuerst setz' Dich wieder. Deine Nähe beengt mich.“

Kelly gehorchte und kehrte auf ihren früheren Platz zurück.

„Ich habe schon viel gelitten durch die Liebe,“ fuhr Gard fort. „Nun aber bin ich fertig. Ganz fertig. Für mein ganzes Leben.“

„Ach, Gard! Das hast Du schon mehr als einmal gesagt!“

„Um so mehr Grund, endlich Ernst zu machen. Die Männer sind es wirklich nicht werth, daß man sich um sie kümmert. Du weißt, wie ich jenen Romoedianten geliebt habe. Was sage ich: geliebt? Angebetet habe ich ihn! . . . Heute lache ich darüber.“

„Ein Schauspieler ist auch nichts für uns, Gard.“

„Ganz richtig bemerkt. Heute weiß ichs. Aberdamals, vor einem Jahr . . .“

„Es ist noch kein Jahr her, kaum ein halbes.“

„So? Es kommt mir eben schon länger vor: so gründlich ist es vorbei; als wenn es niemals gewesen wäre. Aber furchtbar wars, Dessen entsinne ich mich noch. Den Abend bei Birckheims werde ich nie vergessen. Damals hörte ich zum ersten Male von seinen Beziehungen zu dieser Frau Färber. Wien ist doch ein fürchterliches Klatschneest. Alles spricht sich herum . . . Und dieses schamlose Weib zeigte sich mit ihm, ging zu ihm, in seine Wohnung . . .“

„Na! Gard, darüber darfst Du jetzt nichts mehr sagen,“ warf Kelly ein.

Gard wurde dunkelroth. „Das ist etwas ganz Anderes! Vergleiche mich überhaupt nicht mit dieser Person! Uebrigens: nomen est omen . . . Sie fürcht

sich das Haar, sagt Mama. Es soll schon ganz grau sein . . . Sie ist auch schon alt: wenigstens sechsunddreißig, sagt Mama.“

„Darauf kommt es nicht an,“ meinte Nelly. „Siehst Du: meine Mama ist über vierzig, — und wie wird ihr noch der Hof gemacht!“

„Der meinen eigentlich auch; und sie ist noch älter,“ sprach Ward nachdenklich. „Ja: die verheiratheten Frauen machen uns eine schauerhafte Konkurrenz; sogar unsere Mamas. Jammervoll, Nelly!“

„Aber sag' mir doch endlich . . .“

„Gleich, gleich. Ich steure ja schon darauf los. Als ich mit dem Schauspieler fertig war, wegen seiner Viebschaft mit dieser Person, die sich das Haar färbt, dachte ich: Die Künstler sind nichts für mich. Ich will mir Einen aussuchen, der einen soliden, bürgerlichen Beruf ausübt. Und so gerieth ich auf diesen Ingenieur, diesen Kollmann . . .“

„Eine gute Partie, sagt meine Mama,“ schaltete Nelly ein.

„Mag sein. Fürs Erste liebte ich ihn bloß: ohne jeden Nebengedanken. Glaubst Du, daß er meine Liebe errathen hat? Habe ich sie ihm gezeigt?“

„Das weiß ich nicht. Aber daß Du furchtbar mit ihm kokettirt hast, Das habe ich freilich gesehen.“

„Nun, gerade furchtbar . . . Du gefällst Dir in Uebertreibungen. In dieser Weise kokettire ich mit Vielen, ohne Etwas dabei zu denken . . . Und zugeben mußt Du mir: er hat mir den Hof gemacht!“

„Ja: manchmal.“

„Manchmal stärker und manchmal schwächer, hast Du vermutlich sagen wollen. Er ist eine Schlafmüße. Und eben deshalb wollte ich . . . Die Gesellschaften bei Birtheims, wo ich ihn traf, hatten aufgehört; bei uns ist er noch nicht eingeführt, Papa ist darin so komisch, wie Du weißt: Niemand soll sagen dürfen, er werfe seine Tochter Jemandem an den Hals, sagt er . . . Kurz und gut: ich hatte keine Gelegenheit mehr, dem Menschen zu begegnen, und in meiner Angst, ihn zu verlieren, von ihm vergessen zu werden . . .“

„Bist Du zu ihm gegangen,“ vollendete Nelly für sie, da Ward erröthend innegehalten hatte. „Da wären wir nun endlich bei der Hauptsache. Doch wie hast Du so Etwas thun können? Und was hast Du ihm denn gesagt? Wie Deinen Besuch erklärt? Ich wäre vor Angst und Scham gestorben!“

„Ich war ja auch nah daran, zu sterben . . . Aber es hat mich Etwas getrieben: etwas Unwiderstehliches, weißt Du, als wenn ich hypnotisirt worden wäre. Ich hab' nicht anders können, als dem Zwang gehorchen . . . Das Gräßlichste war, daß mir sein Dienstmädchen öffnete. Daran hatte ich nicht im Traum gedacht, . . . daß sich auch Junggesellen Dienstmädchen halten . . .“

„Die Person hat Dich also gesehen, weiß, wer Du bist?“

„Ja. Ich gab meine Karte ab . . .“

Eine Pause folgte. Beide saßen stumm und geknickt da.

„Nun . . . und dann?“ fragte Nelly endlich.

„Sie ging hinein, um mich anzumelden. Ich wartete einstweilen im Vorzimmer, mehr tot als lebendig, wie Du Dir wohl vorstellen kannst . . .“

„Ja, ja, ich kann es mir lebhaft vorstellen. Und dann?“

„Dann . . . kam er heraus, mit meiner Visitenkarte in der Hand.“

„Er war natürlich über Deinen Besuch sehr erstaunt?“

„Ja, . . . ziemlich erstaunt.“

„Was sagte er denn?“

„Nichts Besonderes. Er hat mich, einzutreten. Als wir im Salon waren . . .“

„Er hat einen Salon?“

„Ja. So einen Herrensalon. Mehr Rauchzimmer als Salon.“

„Photographien von Damen darin?“

„Weiß ich nicht. Ich habe darauf nicht geachtet. Aber das Ganze machte einen hübschen, vornehmen Eindruck . . .“

„Aber was sagte er denn?“

„Ich möchte Platz nehmen. Ich setzte mich und er blieb stehen. Dann fragte er mich, womit er mir dienen könne. Und da sagte ich, was zu sagen ich mir vorgenommen hatte: daß ich einer armen Familie zu Liebe käme, einer zu Grunde gerichteten Familie zu Liebe, . . . daß ich für diese Familie milde Gaben sammelte, . . . persönlich, . . . damit es mehr Eindruck mache, . . . daß ich schon bei einer Reihe von Bekannten und Freunden gewesen sei und auch ihn nicht hätte übergehen wollen . . .“

„Glaubte er an die Geschichte?“

„Ich weiß es nicht. Er that wenigstens so und gab mir Geld.“

„Wie?“

„Nicht wenig. Zwanzig Gulden. Das war am Ende genug für eine Familie, die er gar nicht kennt . . . Er hat sich obendrein bei mir bedankt. Es freute und ehre ihn, sagte er, daß er von mir zu meinen Freunden gerechnet werde . . .“

„Doch sehr nett! Er hat sich ja ganz gentlemanlike benommen!“

„Ja, ja: ganz gentlemanlike,“ sprach Ward voll Bitterkeit nach.

„Worin hat er denn gefehlt? Ein anderer Mann würde — wenigstens sieht es so in den Romanen — die Situation mißbraucht haben, sich Freiheiten herausgenommen haben . . .“

Wieder erröthete Ward bis an die Schläfen, verbarg das Gesicht in den Händen und blieb stumm. Kelly erhob sich rasch. „Ward, ich will nicht hoffen . . .“

Die selbe Stille . . . „Ward, was hat er Dir gethan?“ Voll Lobesangst stellte sie die Frage . . . Keine Antwort . . .

„Ward, bist Du verloren?“ Sie stürzte zu ihr hin und umfing sie mit beiden Armen.

Da machte Ward sich brüsk von ihrer Umföhlung los.

„Keine Idee!“ rief sie fast grob. „Die Romane! Ja wohl: die lassen uns schön aussähen! Nichts ist mir passiert; aber auch nicht das Geringste. Zehn Minuten längstens bin ich geliebt. Nicht einmal abgelegt habe ich. In Hut und Mantel saß ich da . . . und er stand vor mir wie ein Stod. Vom Wetter haben wir geredet und von den jours noirs der Frau Birckheim und anderen solchen Sachen. Kein galantes Wort, kein zärtlicher Blick, kein Handkuß. Nichts, rein nichts. Furchtbar hößlich war er, der Zbiot, und geradezu beleidigend anständig . . . kompromittirend anständig . . .“

„Aber, Ward, ich begreife wirklich nicht . . . Du solltest doch froh sein . . .“

Ward packte sie bei den Schultern und rüttelte sie: „Du Fischblut! Du . . . Du Hans! Siehst Du denn nicht ein, daß ich fürchterlich kompromittirt bin?“

Daß es entsetzlich ist, so was gethan zu haben und . . . und gar nichts davon zu haben? Zu einem Mann zu gehen und ihn wieder genau so zu verlassen, wie man gekommen war . . . ? Da bezieht man sich in solche Situation . . . und dann . . . nichts, absolut nichts . . . Nelly, ich schäme mich zu Tode. Etwas Schlimmeres hätte mir ja gar nicht passieren können, als daß mir eben nichts passiert ist!"

Wien.

Emil Marriot.



Auguste Comte und die Jesuiten.

Am achten Shakespeare 68 (siebenzehnten September 1856) sandte Auguste Comte, der Hohepriester der Humanität, seinen Schüler Alfred Sabatier zum Jesuitengeneral. Der Abgesandte kam in einer außerordentlichen Mission: er sollte den Jesuiten ein Bündniß gegen den Protestantismus, Deismus und Skeptizismus vorschlagen. Wer den Positivismus Comtes mit Freigeisterei für identisch hält, wird erstaunt fragen, wie Das möglich war; und doch war es nur die äußerste Konsequenz eines selbst in seinen Liebertreibungen durchaus logischen Systems.

Comtes Positivismus trug stets die Züge der katholischen Sozialphilosophie, die das Werk der Kirche fortzusetzen, nicht zu vernichten gedachte. Als Comte sich entwickelte, beherrschten die Ultramontanen, von ihm „Rückwärtser“ genannt, die öffentliche Meinung in Frankreich. Joseph de Maistre, der Vicomte de Bonald und der Abbé Lamennais führten die Kirche gegen das zersetzende Werk der Revolution in den Kampf und glaubten, den sozialen Frieden wiederherstellen zu können, wenn sie dem öffentlichen Geiste, den Sitten und Glaubensmeinungen die gemeinsame Regel aufnöthigten, die früher einst gegolten hatte.

Comte hatte im Politischen ein verwandtes Ideal: eine Gesellschaft, in der alle Einzelwillen sich nach der selben Richtung bewegen, alle Einzelintelligenzen die selben Grundsätze als verbindlich bekennen. Völlig eingenommen von der Konzeption des Monismus, wollte er auch das soziale Leben monistisch gestalten. Das hieß er für nützlich; er sah ja überhaupt die Einheit als die Form der absoluten Vollkommenheit an. Die Theologen haben nach seiner Auffassung nur darin Unrecht, daß sie nicht einsehen, wie sehr aller Offenbarungsglaube, der Grundstein ihrer Weltanschauung, heutzutage unter-

minirt ist. Sie setzen sich in den Kopf, eine abgelebte Entwicklungsperiode wieder zu beleben, und verkennen die tieferen Gründe der Erschütterung des Katholizismus seit der Reformation und seit dem Erwachen des wissenschaftlichen Geistes. Da die Kirche nicht mehr im Stande ist, Gefühl und Verstand zu versöhnen, wies Comte der Wissenschaft diese Rolle zu; sie sollte als eine neue geistige Macht den verwaisten Thron der Kirche einnehmen, seine „positive Philosophie“ sollte die Religion der Wissenschaft begründen, seine „positive Politik“ ihre Herrschaft organisiren und sein „Katechismus“ das neue Evangelium popularisiren und verbreiten.

Diese wissenschaftliche Religion hatte viele Aehnlichkeiten mit den geoffenbarten Religionen. Sie geht von Dogmen aus; sie ist nicht die menschliche Wissenschaft, die sucht und zweifelt, sondern die Wissenschaft an sich, die nur bejaht und weiß. Wie die Kirche, hat sie ihre Katecheten und Katechumenen, ihre Tempel, ihren Kult und ihre Sakramente. Wie die Kirche, kämpft sie gegen die Anarchie der Einzelwillen und verdammt die Gewissensfreiheit, die Auflehnung des individuellen Denkens gegen Kollektiv-Wahrheiten, die durch neue Konzile festgestellt werden.

Comte war also vom Katholizismus nur durch die Offenbarung getrennt, von der er nichts mehr hielt. Er billigte die Hierarchie, den sozialen Geist und die sozialen Ziele Roms; er durfte in den Katholiken aus guten Gründen bessere Nachbarn des Positivismus sehen als in den Freidenkern und hielt sich für den Nachfolger der großen Kirchenlehrer: eines Paulus, Augustin und Bossuet. Mit Lamennais war er befreundet, bis der Abbé zur Romantik überging.

Sobald die neue Geistesmacht einmal begründet sein würde, mußte sie die selbe Segnerschaft hervorrufen wie früher die katholische Kirche: ein Grund mehr für den Positivismus, sich ihr zu nähern. Ohne Zweifel hatte der Kampf um die Geistesfreiheit in den letzten drei Jahrhunderten den Positivismus vorbereitet; aber dieser Kampf hatte sich, so schien es Comte, überlebt. „Das Prinzip der Gewissensfreiheit“, sagt er, „liegt in der fortschreitenden Richtung des menschlichen Geistes, so lange man sich darauf beschränkt, es als Kampfmittel gegen die Theologie anzusehen; es verläßt sie und verliert allen seinen Werth, sobald man darin einen Hebel der großen sozialen Reorganisation zu finden glaubt, die heute nöthig ist. Es wird dann eben so schädlich, wie es vorher nützlich war, denn es hindert diese Reorganisation. Wird die Souveränität der individuellen Vernunft als ständig proklamirt, so vernichtet sie jedes System allgemeiner Ideen, ohne das doch keine Gesellschaft auf die Dauer existiren kann.“ So lange Negationen für Prinzipien und Kritiken für Dogmen angesehen werden, wird die soziale Krisis fortbauern; und das

überlange Andauern der Krisis ist für Comte die „abendländische Krankheit“ schlechweg. Diese Krankheit offenbarte sich als Protestantismus, dann als Deismus und schließlich als Skeptizismus.

Der Protestantismus hat sich des freien Gedankens bedient, um das wundervolle Gebäude der katholischen Hierarchie zu zerstören, er hat der revolutionären Philosophie Thür und Thor geöffnet, er ist jeglicher Gebundenheit entgegen getreten und hat alle Gefäße der Anarchie geweckt. Jede besondere revolutionäre Idee ist eine Einzelanwendung des selben protestantischen Grundprinzips.

Aber der Protestantismus hatte eine schlechte Logik. Als er sich weigerte, die Offenbarung den selben Prinzipien zu unterwerfen, die er überall sonst angewandt hatte, wurde er die Ursache der deistischen Philosophie.

Sie verallgemeinerte das Prinzip der Freiheit; das Dogma von der natürlichen Gleichheit aller Menschen entstand und ein System ergab sich, das von Widersprüchen durchsetzt war; denn obgleich es sich auf die Souveränität der reinen Vernunft stützte, versuchte es, die Gottesidee als praktisches Postulat zu erhalten und „der großen Bewegung der Emanzipation der modernen Gesellschaft den allerunbeständigsten und wenigst dauerhaften Zustand als normalen Ausdruck anzuweisen“).

Der Skeptizismus endlich gelangte in kritischer Konsequenz zu den äußersten Negationen und setzte an die Stelle jeder geistigen Autorität einen schrankenlosen Individualismus. Damit war die letzte und gefährlichste Phase der chronischen Krankheit eingetreten, an der die moderne Welt leidet.

Der Positivismus mußte diese verschiedenen Geistesrichtungen eben so bekämpfen wie der Katholizismus, weil sie sich jeder dauerhaften Neugründung widersetzen und einen anomalen Revolutionenzustand verewigen. „Wer aus dem Katholizismus heraustritt“, sagt Comte, „ohne sich von allen theologischen Vorstellungen freigemacht zu haben, verfällt der geistigen Anarchie eben so wie Derjenige, dessen Befreiung in bloßer Verneinung oder in Zweifeln endet. Man muß heute im Interesse der Gesellschaft und der Einzelnen wünschen, daß die Geister aus der Katholizität in den positivistischen Zustand unmittelbar übergehen und den Skeptizismus als Zwischenstadium vermeiden.“

In diesem Sinne plante er nicht nur eine Annäherung an die Kirche, sondern sogar ein Offensiv-Bündniß zwischen Katholiken und Positivisten. Schon 1825 hatte er, im Verein mit Lamennais, den Gedanken einer großen religiösen Liga gefaßt, und als er im Jahre 1840 seine soziale Philosophie schrieb, gab er dem Gedanken von Neuem Ausdruck: „Um die Wahrheit zu sagen, lägen bedeutende Vortheile darin, wenn man heute die sozialen Erörterungen auf

*) Comte, Cours de philosophie positive, tome V, p. 518.

den Kampf zwischen dem katholischen und dem positivistischen Geist beschränken könnte, die Beide, allerdings auf verschiedenen Grundlagen, eine bleibende Organisation aufzubauen versuchen.*

Später, 1855, als er sein System der positiven Politik beendet und die Religion der Humanität gestiftet hatte, setzte er in seinem „Appel aux Conservateurs“ den Plan in aller Breite auseinander; der Liga sollten sich alle Diejenigen anschließen, die „von dem Bedürfnis, die geistige Disziplin wieder aufzubauen, würdig durchdrungen wären“. Sie sollte „dem Muselman eben so zugänglich sein wie dem Christen“; sie würde der Welt die endgültige Weltreligion ankündigen. Ein Jahr später, 1856, begann er mit der Verwirklichung dieses Planes und schickte seinen Abgesandten an den Jesuitengeneral.

Warum wandte er sich aber an die Jesuiten und nicht an den Papst? Weil ihm das Papstthum seit dem sechzehnten Jahrhundert den Katholizismus in Wirklichkeit nicht mehr zu lenken schien. Die Gesellschaft Jesu hatte, als sie sich gegen die Reformation organisierte, für immer die Leitung übernommen und vertrat nach seiner Anschauung die ganze Kraft des Katholizismus. Die Päpste waren durch die Sorge um die zeitliche Herrschaft in Anspruch genommen und hätten kein Bedenken getragen, die Interessen der Kirche den Erfordernissen einer stets prekären äußeren Lage zu opfern.

In diesem Sinne schrieb er an Sabatier: „Seit drei Jahrhunderten ist der Jesuitengeneral das wichtigste Haupt des Katholizismus; denn der Papst ist unwiderrüßlich zum italienischen Potentaten herabgesunken, und zwar zum Wahlfürsten, während die Würde der anderen Fürsten erblich ist.“ Ignatius von Loyola, den er einen edlen Enthusiasten nannte, flößte ihm lebhafteste Bewunderung ein. Er weist ihm in seinem Kalender einen Platz neben François Xavier und de Bourdaloue an, die der Positivist gleichfalls als Wohlthäter der Menschheit ehrt.

Endlich hatte er seit dem Tage, da er als Repräsentant der neuen Geistesmacht von den freiwilligen Unterstützungen seiner Schüler lebte, Hochachtung vor den Priestern gewonnen, weil sie eben so lebten; er meinte, daß alle Lehren, die herrschen wollen, ohne staatliche Unterstützung bestehen müßten. Auch der Jesuitenorden war durch freiwillige Spenden groß geworden und hatte gerade in seiner Unabhängigkeit von den weltlichen Machthabern der geistigen Bedeutung der Kirche ihre verlorene Würde wiedergegeben. Wohl hat Comte in seinen Schriften die Auswüchse jesuitischer Moral hart getadelt und ihre heuchlerischen Schliche gebrandmarkt; aber er hat auch seiner Bewunderung für die Ordensdisziplin und für die Ordenspolitik Ausdruck gegeben. Er glaubte daher, auf ein freundliches Entgegenkommen rechnen zu können.

Alfred Sabatier, Polytechniker und Republikaner von Achtundvierzig,

hatte nach dem Staatsstreich in Italien eine Zuflucht gefunden und war ihm durch einige Schriften zu Ehren des Positivismus bekannt geworden. Comte sah in ihm einen Apostel der Lehre und hielt ihn als Mittelperson für geeignet, einen Theil seines Vorhabens zu verwirklichen. Sabatier erklärte sich — in einem Briefe vom zwölften Gattenberg 68 (dritten September 1856) — ohne Zögern bereit und fügte mit einigen klugen Vorbehalten hinzu: „Ich glaube, daß die Führer des wahren katholischen Papstthumes für einen Schritt, dessen ganze Tragweite sie nicht ermessen können, kaum zu haben sein werden.“ Comte dankte, wünschte Glück und enthüllte darauf die Einzelheiten seines Planes.

Die Jesuiten verzichteten auf einen Namen, der zu sehr an alte Glaubensmeinungen gemahnt, und nennen sich „Ignatianer“, um schon durch den Namen ihre organisatorischen Ziele klar zu bezeichnen. Ihr General wird das geistige Oberhaupt aller Katholiken. Um dieser Usurpation die wünschenswerthe Weihe zu geben, ladet ihn der Hohepriester der Humanität in einem „Ausruf an die Ignatianer“ öffentlich ein, seinen Wohnsitz in Paris zu nehmen, wo ihm im Namen der positivistischen Republikaner „völlige Freiheit im sozialen Handeln“ verbürgt wird. „Alle, die auf die Leitung des Abendlandes Anspruch machen“, sagte Comte, „sollen die Hauptstadt der Humanität bewohnen, als einzigen Sitz der wahrhaft würdigen Antriebe. Sie erklären, abzudanken, wenn sie diesen Aufenthaltsort aufgeben, neben dem London und Rom bloße Provinzialstädte ohne Bedeutung für die abendländische Regeneration sind.“ Der Papst wird Fürstbischof von Rom, „wie in dem berühmten Briefe der Madame Roland“, und widmet sich auf seine Weise seinen besonderen Aufgaben. Katholizismus und Positivismus vereinigen sich, um gemeinsam „den Protestantismus, den Deismus und den Skeptizismus, die drei Formen der modernen Krankheit“, auszurotten, und ringen im endgiltigen Wettbewerb unter einander um die geistige Vormacht.

Das bisherige Kultus-Budget des Clerus wird unterdrückt. Die Ignatianer ergreifen, unterstützt von den Positivisten, die Initiative zu dieser Forderung, da der Kampf der beiden Lehren vollständig frei sein muß.

Für die Durchführung seines Planes hatte Comte sich sechs Jahre Zeit gesetzt. Sabatier sollte vorerst nur über die Aufhebung des Kultus-Budgets unterhandeln; höchstens könnte er das offensive Vorgehen der neuen Verbündeten gegen das Freidenkertum vorbereiten. „Positivisten und Katholiken können sich“, so schrieb ihm der Meister, „würdig mit einander verbinden, um im Namen der Vernunft und Noval Alle, die an einen Gott glauben, zum Katholizismus zurückzuführen, und Alle, die nicht mehr an einen Gott glauben, zu veranlassen, Positivisten zu werden, da das Jahrhundert nur noch Kämpfe zwischen den wahrhaft organisatorischen Lehren zulassen sollte.“ Den kühnen Vorschlag des Staatsstreiches, der den Papst seiner Stellung ent-

seyen sollte, hält Comte vorläufig noch zurück. In diesem Augenblick würde ein solcher Plan den General der Ignatianer, meinte er, „erschrecken“.

Für Anwendung von Gewalt war Comte nicht: er wollte, daß der Staat während der Periode der sozialen Umwälzung sich darauf beschränke, die äußere Ordnung aufrecht zu erhalten. Was er beabsichtigte, war eine reine geistige Umwälzung der religiösen Ordnung und eine ausschließlich moralische Verbindung für konservative Propaganda. „Die theoretischen Verirrungen“, hatte er geschrieben, „müssen sich ohne Widerstand ausleben können, unbeschadet der Unterdrückung äußerer Unordnungen, die aus ihm hervorgehen können. Je höher man die geistige Disziplin stellt, desto wichtiger erscheint die zu ihrer Herbeiführung nöthige Freiheit. Jede gewalthätige Verfolgung giebt der verfolgten Sache einen besonderen Nimbus; und es muß auch praktisch bewiesen werden, daß die wahren Grundlagen der Gesellschaft über jeden Angriff erhaben sind.“ Schließlich sollte, nach seinem Plan, die vernünftige Einsicht zwischen Katholizismus und Positivismus entscheiden. Dieser autoritäre Denker war von dem Glauben an seine Logik und sein System so durchdrungen, daß er sicher war, durch sie allein siegen zu können.

Sabatier empfing in Genua noch einige diplomatischen Instruktionen und begab sich dann nach Rom. Kaum eingetroffen, suchte er bei dem Ordensgeneral, Pater Bede, schriftlich eine Audienz nach. Er betonte in dem Schreiben, was der Politik der Jesuiten und der Positivisten trotz ihren auseinander gehenden Lehren gemeinsam sei, und ließ die aufrichtige Bewunderung des Katholizismus durchblicken, von der alle Schüler Auguste Comtes erfüllt seien. „Unsere Schule“, schrieb er, „die sich aller Theologie — selbst in der Moral — enthält, hat stets die majestätische Größe der römischen Religion und die ungeheuren Dienste zu würdigen gewußt, die ihre hervorragendsten Vertheidiger der weltumfassenden Glaubenssache der Humanität geleistet haben und noch leisten.“

Der Brief blieb unbeantwortet und Sabatier, der an eine gewöhnliche Nachlässigkeit oder an ein Vergessen nicht glauben mochte, erklärte sich das Schweigen als eine „Kundgebung christlichen Hochmuthes, der bei Theologen, die sich dem Absoluten hingegeben haben, nicht Wunder nehme.“ Nachdem er zehn Tage vergeblich gewartet hatte, schrieb er noch einmal; er trug das Billet selbst nach S. Gesu und wurde zwar nicht von dem General, der sich entschuldigen ließ, aber vom Pater Robillon, dem Assistenten der französischen Provinzen, empfangen.

Groß mag sein Staunen gewesen sein, als der Pater die Unterhaltung mit der Frage einleitete, ob Monsieur Auguste Comte der Verfasser einiger wirthschaftspolitischen Werke sei. Ach! . . . Er verwechselte ihn mit

Charles Comte, dem Nationalökonom, der seit fünf und zwanzig Jahren tot war, dem selben Comte, den der Hohepriester einst als „fossil“ bezeichnet hatte! Unter solchen Umständen war es schwer, den Endzweck der Mission zu erklären, — um so mehr, als der Pater die Unterhaltung weder fortzusetzen noch zu erneuern geneigt schien. Sabatier that sein Bestes und sprach sehr schnell, aber der Jesuit setzte allen seinen Reden nur die eine Antwort entgegen: „Wir sind arme Mönche und haben mit Politik nichts zu schaffen. Wir predigen in Jesu Namen den katholischen Glauben und können uns keiner Verbindung anschließen, die nicht den Triumph des Namens Jesu zum unmittelbaren Zweck hat. Wir wissen, daß die europäische Ordnung gestört werden kann; aber wir können nichts dazu und nichts dawider thun als Dieses: den Namen Jesu bekennen und für ihn in den Tod gehen. Wir sind sehr gerührt von den Gefühlen, die Sie für uns hegen, aber wir können keinerlei Bündniß mit Ihnen eingehen. Lassen Sie uns Freunde bleiben und Jeden seinen Weg wandeln!“

Sabatier begriff, daß für den Augenblick nichts zu erreichen war. Er hatte den Ignatianer gesucht, wie ihn der Meister verstand und wie er über ein Kleines sein mußte, — und er hatte nur den Jesuiten gefunden, der „bewundernswürth in seinem Wohlwollen, aber von jener geistigen Taubheit“ war, „von der Molière spricht und die um so unheilbarer ist, weil sie in den Absichten liegt.“ Er tröstete sich indessen mit dem Gedanken, daß die Unterredung wenigstens den Erfolg haben würde, die Jesuiten auf die neue Lehre aufmerksam zu machen. „Die erste Anregung war unumgänglich“, schrieb er, „denn ihr General und ihre vornehmsten Mitglieder schienen mir in der Soziologie so unbewandert wie Dugendjournalisten.“ Mehr noch; er glaubte, hoffen zu dürfen, daß die pariser Jesuiten von jetzt an die Entwicklung der positivistischen Ideen überwachen würden. So verließ er den Pater Robillon mit Worten des Friedens; er bat ihn, an die Zukunft zu denken, an die Prüfungen, die der Menschheit bevorständen, und an die Nothwendigkeit, sich bei Zeiten zu rüsten. „Sie mögen wissen“, schloß er, „daß vom heutigen Tage an in der selben Stadt Paris, in der die republikanische Partei Ihren Namen als den ihres Hauptfeindes nennt, eine neue Partei besteht, die der Republik ergeben, aber eben so bereit ist, Ihre Freiheit zu vertheidigen. Wenn die Stürme der Zukunft die ganze Hestigkeit der modernen Krisis enthüllen werden, dann sollen Sie die Jünger des Positivismus bereit finden, sich für Sie töden zu lassen, wie Sie bereit sind, für Ihren Gott in den Tod zu gehen.“

Auguste Comte war über das Scheitern der Mission verwundert. Auch er hatte geglaubt, sich an die Ignatianer wenden zu können, und stieß nun auf die Jesuiten. Wie diese Pfaffen die Lage des Abendlandes und die Gefahr der großen Krisis verkannten! Wie sie sich selbst verkannten, ihre soziale Rolle

und die großen Gedanken des Stifters ihres Ordens! Sie antworteten: Religion, Glaube und Jesus, wo man ihnen von politischem Einfluß, geistiger Macht und sozialer Rettung sprach. „Man könnte,“ schrieb er, „seine unfreiwillige Verzichtleistung auf die wahrhaft geistige Gewalt nicht besser erklären, noch die soziale Ueberlegenheit des Positivismus offener anerkennen, als es Ihr naiver Mittelsmann gethan hat, der wahrscheinlich nicht einmal fühlt, um wie viel Loyola in jeder Hinsicht seinen Jesus Christus übertragt.“

Und doch verzweifelte er nicht ganz. Er wünschte Sabatier Glück zu der Klugheit, die er bewiesen habe, und sandte ihm seinen „Katechismus“, seinen „Appel aux Conservateurs“ und sein „Achttes Rundschreiben“, um sie durch Vermittelung des Paters Robillon dem Ordensgeneral zu überreichen. Was die pariser Jesuiten beträfe, so würde er ihr Vorgehen abwarten und sich darauf beschränken, den „Ausruf an die Ignatianer“, den er stolz ankündigte, 1863 zu veröffentlichen. „Bis dahin“, meinte er, „werden vielleicht schon ernste Ereignisse eingetreten sein und die Aufmerksamkeit dieser Empiriker auf die erhaltende und versöhnliche Kraft des Positivismus lenken, der einst ihre einzige soziale Garantie sein wird.“

Sabatier sandte die Bücher an Robillon und erhielt eine kurze Antwort. Der Jesuit dankte im Namen des Generals für die gute Absicht, „wiewohl die Bücher direkte Angriffe auf die heilige katholische Kirche und ihren göttlichen Stifter, unseren Herrn Jesus Christus, enthalten.“ „Ich kann Ihnen nur wiederholen,“ sagte er hinzu, „was ich schon die Ehre hatte, Ihnen zu sagen. Zwischen dem Ja und dem Nein auf die Frage nach der Göttlichkeit Jesu Christi ist ein Bündniß nicht möglich; die Frage ist überhaupt nicht zu stellen. Aber Sie werden mir gestatten, zu dem Gotte Ihrer Mutter für Sie zu beten. Ich verbleibe hochachtungsvoll“ u. s. w.

Sabatier fuhr fort, zu hoffen. Er erblickte in diesem Brief eine Aenderung der Haltung; und selbst Comte wollte auf seinen Wunsch nicht verzichten. Es war der Plan seines Lebens, den er dreißig Jahre früher mit Lamennais geträumt hatte. „Diese charakteristische Erinnerung,“ sagte er, „unterhält in mir trotz allen Enttäuschungen das bleibende Verlangen, den heiligen Plan zu verwirklichen“; er beglückwünschte nochmals seinen Apostel dazu, daß er „ihre ignatianischen Beziehungen“ in Rom so bewundernswerth angeknüpft habe. Nach einigen Ronden starb Comte, ohne seinen „Ausruf an die Ignatianer“ veröffentlicht und ohne versucht zu haben, die Beziehungen wieder aufzunehmen. Sechzehn Jahre später kaufte ein Römer, Tomasso Titoni, bei einer öffentlichen Versteigerung ein Exemplar des positivistischen Katechismus. Es trug die Zueignung: „Herrn Beckr, General der Jesuiten, überreicht vom Verfasser, Auguste Comte. Paris, den zehnten Aristoteles 69.“ Das Buch war noch nicht aufgeschnitten.

Dresdener Kunst.

Der Geist des an Kunstfönn und Körperkraft gewaltigen August des Starken wird wieder lebendig. Die Dresdener haben zwei Jahrzehnte hindurch geschlafen . . . und ein gut Theil von ihnen schläft heute noch. Unter dessen sammelt sich die Jugend im prächtigen Hofe des Zwingers, sieht trunkenen Blickes das Mondlicht über die köstlichen Kuppeln des Rokokohauses spielen; und frischer Thatendrang spornt, was die sächsische Gemüthlichkeit noch leben läßt, zu neuem Schaffen.

Und Das flackert an allen Ecken und Enden der alten Stadt, auf fast allen Gebieten, in größeren oder kleineren Flämmchen empor. Flämmchen, — nicht Flammen; auch die Begeisterung sächselte in dem Lande des Bliemchenkaffees. Aber vergessen wir nicht, daß auch ein Wagner dieses Idiom sprach. So manche unserer heutigen Größen der bildenden Kunst — ich will nur an Klinger und Koepping erinnern — sind Sachsen; die Nachfolger beweisen, daß Das kein Zufall war. Im Kunstsalon von Arnold war neulich etwas Merkwürdiges zu sehen: deutsche Koloristen. Und man fand sie in ganz seltener Umgebung. Gutbier hatte eine Impressionisten-Ausstellung zusammengebracht: als Ensemble und in jedem einzelnen Stück ein Kunstwerk. Die etwa vierzig Bilder recapitulirten die ganze glorreiche Geschichte der Farbe im neunzehnten Jahrhundert, mit Manet beginnend über Monet, Renoir, Sisley, Pissarro, Berthe Morisot bis auf den jüngsten Neoimpressionismus, der sich kürzlich in Seuret, Signac, Ryffelberghe und Anderen Berlin erobert hat. Und neben diesen jüngsten Franzosen hingen ein paar einheimische Bilder von Stremel und Baum und hielten Stich.

Es waren noch andere gute Sachen da: Degas und eine Menge Graphiker, Liebermann und von Gleichen-Ruhwurm, außerdem Skulpturen von Rodin und Meunier, Alles mehr oder weniger bekannt, kein Stück, das man nicht mit Vergnügen wiederseh; aber die Ueberraschung, daß eigentlich Verblüffende waren doch die beiden jungen Deutschen.

Französische Malerei unter deutscher Firma ist nichts Neues; gar mancher Ausstellungskönig kennt das Rezept und verwechselt Stehlen mit Lernen. Diese Beiden, denen man vielleicht den hamburger Illies hätte beigegeben können, sind auch in fremder Schule deutsch geblieben. Sie lernten die Farbentheilung, das Gesetz der Kontrastwirkung reiner Töne von den Franzosen, ohne in die äußersten Konsequenzen der Schule Seurets zu verfallen. Und sie schufen damit eine neue deutsche Landschaft. Baum malt die Poesie vereinzelter Bäume, die seinem zeichnerischen Empfinden am Willkommensten sind, und stellt sie als feste Punkte in seine farbentrunkene Landschaft. Stremel ist reicher; ihm ist die deutsche Note vor Allem gelungen.

Er ist eben so heimatlich wie auf einem anderen Gebiete der gleichsam in Frankreich geschulte Ludwig von Hofmann. Dieser brauchte sich nur seiner Phantasie zu überlassen, um deutsche Lieder zu malen; *Stremel* bleibt zäh bei der Natur. Ein gutes Auge erkennt den Unterschied zwischen seinen Landschaften und denen des Franzosen schon in der Verschiedenheit der Luft. Bei *Signac* ist die Atmosphäre leicht, flüchtig, fast spielerisch, bei *Stremel* schwer, trotz aller Farbigeit grau; man wittert den Kohlenstaub, der den dresdener Himmel, selbst wenn er ganz rein zu sein scheint, immer mit einer Dunstschicht umhüllt.

Und trotz diesem treuen Naturstudium ist er Stimmungsmensch durch und durch. Er sucht nicht das Gefühl in der traurigen oder heiteren Episode, wie etwa *Kuehl*, der Halbgoth der Dresdener, der nachgerade anfängt, sentimental zu werden; er versteht, einem Interieur auch ohne Figuren Interesse zu geben. Wer hat nicht schon das geheime Leben gespürt, das in einem Zimmer, sei es das des Reichen oder des Armen, in den vier Wänden, in all den Nebensächlichkeiten, die zum Leben gehören, steckt, die merkwürdige Beziehung der Behausung zum Bewohner, die man empfindet, noch ehe man von den Insassen weiß? So Etwas bieten *Stremels* Interieurs; Licht und Farbe thun dabei das Ihrige: eine Malerei, die nicht am Einzelnen haftet, sondern die Farben- und Lichtbeziehungen der Dinge unter einander feststellt. Dieses Interesse gewinnt eine ganz außergewöhnliche Vertiefung in den beiden Dichter-Interieurs, die *Stremel* diesmal ausgestellt hat: Schillers Sterbegemach und das gelbe Zimmer in dem weimaraner Goethehaus, Bilder, die uns nicht nur nichts von der theuren Erinnerung nehmen, sondern ihr eine unendlich rührende Huldigung hinzufügen. Der Großherzog von Weimar hat das große Gemälde von *Fleischer*, das den Tod Goethes darstellt, in das Goethehaus aufzunehmen beschlossen. *Fleischer* hat mit bestem Willen und großer Pietät das berühmte Wort „Mehr Licht!“ zu illustriren versucht. *Stremel* hat mit seinen schönen Lichtbildern dem letzten Wunsch Goethes eine unmittelbare Erfüllung gegeben und verdient einen Ehrenplatz im Hause unseres großen Toten. Doch weiß vielleicht *Tschudi* eine nützlichere Stelle. Beide Werke würden der berliner Rationalgalerie eine Zierde sein.

Dresden bleibt nicht bei der Malerei stehen. Vor zwei Jahren veranstaltete es die erste internationale Kunstausstellung. Damals zeigte das Ausland, namentlich van de Velde, daß zu guten Bildern gute Zimmereinrichtungen gehören. Die Dresdener sind der Anregung gefolgt; in der diesjährigen internationalen Ausstellung, die neulich eröffnet worden ist, führen sie nun selbst das Wort. Nach dem Muster der Vereinigten Werkstätten Münchens haben sich einige dresdener Künstler unter der technischen Leitung zweier Hausleute zu den „Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst“

zusammengethan und sind jetzt zum ersten Male an die Oeffentlichkeit getreten. Was sie bringen, wird, wenn nicht einwandfreie Zustimmung, sicher warmes Entgegenkommen verdienen. Daneben macht sich in verschiedenen Theilen der Stadt eine neue Architektur bemerkbar. Dresden hat seit Kurzem für die Künste der schönen Otero und ähnliche Darbietungen das neue Centraltheater erhalten, in dem die moderne Kunst, wenigstens in Einzelheiten, eine ihr bisher in Deutschland verwehrte Stelle gefunden hat. Der erstere Muse soll ein neues Volkstheater dienen, das der Architekt Grübner ganz modern in Eisenkonstruktion projektirt. Was Grübner bisher geschaffen hat, zumal seine modernen Villen, bürgt dafür, daß er der interessanten Aufgabe gewachsen ist. Er und andere moderne Architekten haben verstanden, an das Barock anzuknüpfen, das in Dresden eine so eigenartige Ausbildung erfahren hat. Die freie Ornamentik dieser Formen scheint ein eminent künstlerisches und in diesem Fall ganz heimathliches Mittel zur Weiterentwicklung zu bieten; und schon begegnet man im neuen Dresden einer Menge glücklicher Ansätze zu einer Wohnhaus-Architektur, die eines Tages der alten gleichwerthig sein wird.

Dresden hat eine alte, entwicklungsfähige Tradition. Wo soll der berliner Architekt anknüpfen, um für die Reichshauptstadt eigene Formen zu gewinnen? Was kann Berlin dem frischen Vorwärtsdrängen der kleinen sächsischen Residenz, das ich hier skizzirte, an die Seite stellen?

Berlin bleibt trotz seinem Reichthum auf planlosen Import angewiesen. Und daß der Charakterlose Berolinismus, der eine Zeit lang die übrigen Städte des Reichs bedrohte, in Dresden, München und an anderen Orten kräftigen Widerstand gewockt hat, beweist eine Art des Partikularismus, der man getrost weiteste Verbreitung wünschen darf.

Paris.

Julius Meier-Graefe.



Wiener Kunst.

Am August 1896 sprach ich in der „Zukunft“ von den trostlosen Kunstzuständen, die in Wien herrschten. Die Führer der Künstlergenossenschaft, eine Handvoll unproduktiver, hinter der Zeit zurückgebliebener, eingebildeter Größen, hatten Barrieren errichtet, Schutzdämme eingeführt und Trutzbündnisse unter einander geschlossen, um alle auswärtige Kunst und alle freieren Schöpfungen Einheimischer fernzuhalten und zu unterdrücken. Ihr Anhang kämpfte als eine kompakte Majorität. Jährlich wurde eine fügsame Kunstjury sorgsam ausgewählt und besorgte die nöthigen Hausknechtsdienste bei den Ausstellungen. Auch gelang es dem Klüngel, mit Hilfe einer gut präparirten Presse dann jedesmal klipp und klar zu beweisen, daß er ungemein bedeutend sei und über die spärlich zugelassenen fremden Kunst-

werke triumphirt habe. Die hervorragendsten Größen des Auslandes blieben deshalb den Ausstellungen des Künstlerhauses Jahrzehnte hindurch fern. Es genüge, Boecklin zu nennen. Aber das Maß war endlich voll zum Ueberlaufen.

Gemeinschaftlich mit Josef Oppenheim nahm ich zuerst in der „Neuen Freien Presse“ das Wort zu Gunsten der münchener Sezession, die bis dahin in der wiener Presse als eine Kränze deutscher Malerei verschrien worden war. Es gelang unseren Bemühungen, die münchener und düsseldorfer Sezessionisten mit einer Elite-Ausstellung im Künstlerhause einzuführen; und siehe da: ein großer Theil des Publikums erkannte gar bald, daß in diesen Vereinigungen die Kunst nicht als Handelszweck, sondern um ihrer selbst willen gilt: der erste Schritt zu einer Verbesserung der heimische Kunstverhältnisse war gethan.

Schon vorher hatten wir, ein kleines Häuflein von Künstlern — es war zu Beginn des Dezzenniums —, veranlaßt durch ungerechte Zurückweisungen bei einer Ausstellung des Künstlerhauses, einen „Salon der Zurückgewiesenen“ ins Leben gerufen. Eine große Zahl Zurückgesetzter wollte sich betheiligen, über Nacht aber schrumpfte unser Haufe zu einem Häuflein verärgelter Manifestanten zusammen; viele hatten Rücksichten zu nehmen und ein starker Bruchtheil wurde uns durch Versprechungen der Führer der Genossenschaft abspenstig gemacht. So konnte aus diesem Vorläufer der jetzigen „Sezession“, aus dem sich später der früh verstorbene „Wiener Künstlerklub“ entwickelte, nichts Rechtes werden. Seit der Ausstellung der Münchener und Düsseldorfer und seit den Streitrufen von 1896 war das Feld besser gepflegt. Als dann zwei Jahre später eine Gruppe von Künstlern aus der Genossenschaft ausschied, brachte man dieser neuen „Vereinigung bildender Künstler Oesterreichs“ bereits starke Sympathien entgegen. Man glaubte an eine wirklich befreiende That, die allen bisher gebrückten Künstlern zu Gute kommen würde. Die Jungen versammelten sich, begrüßt von den Fansaren einiger Parteigänger in den Tagesblättern, feierlich auf ihrem Aventin, einem Hügel am Wienerfer, und errichteten im vorigen Jahre, gegenüber dem Hause der Alten, das neue Künstlerhaus mit der stolzen Inschrift: „Der Zeit ihre Kunst; der Kunst ihre Freiheit“. Der Name der neuen Vereinigung wurde in „Sezession“ umgewandelt und sie hielt unter Betheiligung hervorragender Künstler aller Nationen im vorigen Jahre ihre erste und zweite, dann die dritte und vierte Ausstellung ab.

Aber wieder bildete sich ein Ring. Die Tochter Sezession hielt sich an die bewährten Rezepte der guten Mutter Künstlergenossenschaft. Waren dort die Händler der alten Mode etabliert, so hatte man es hier mit den Verschleißern der neuen Richtung zu thun. Die alten Kunst-Hofräthe waren lebend geworden und neue Kunst-Hofräthe strebten auf. Die Führer der neuen Vereinigung gleichen leider den Führern der alten Vereinigung wie ein faules Ei dem anderen. Sie haben allesamt zu der Kunst und dem künstlerischen Streben unserer Tage persönlich nicht die geringsten Beziehungen. Auch die neuen Führer sind, was die alten zur Zeit ihrer Herrschaft waren: mittelmäßige Maler ohne eigentliche Bedeutung, nur daß sie, um modern zu erscheinen, das äußere Mäntelchen einer modernen Kunst umgehängt haben. Das Phrasenthum der neuen Körperschaft kämpft gegen den Phrasenschwall der alten, hochtönend und scheinbar für die Interessen der Kunst, in Wirklichkeit für das persönliche Interesse einiger kleinen Begabungen, die die Bewegung, die in der Luft lag, mit Geschick für sich aus-

nähen. Die Majorität der nach Freiheit ringenden Gruppe von Künstlern war eben auch hier in die eisernen Krallen einer Minorität gerathen, die, kräftig von ihren Parteigängern vertheidigt und angepriesen, nach jedem Aemtschen, nach jeder kleinen Würde und nach jedem greifbaren Vortheil haschen, allein im Vordergrund der Vereinigung stehen will und eine Reihe tüchtiger Kräfte in den Hintergrund zu drängen sucht, so daß sie kaum beachtet werden. Und doch hat diese Sezession den Kunststrahlend mächtig gefördert. Sie hat uns Reunier, Schnopff, Robin, Ryffelberghe, Born, Félicien Rops und Max Klinger, die Schotten, Kuehl, Starbina und Andere in ihren Meisterwerken gezeigt und damit dem Kunstgeschmack der Wiener endgiltig die neue Richtung gegeben. Selbst die alte Genossenschaft sah nach den großen Erfolgen der Fremden ein, daß der alte Schwindel nicht mehr möglich sei. Statt des geschäftsfinnigen Pseudomalers Eugen Felix, eines Künstlers von unbestrittenem Unvermögen, trat der Bildhauer Rudolf Weyr, ein Mann von hervorragender Bedeutung, an die Spitze der Genossenschaft und mit einer wirklichen Kunstthat, einer eminent interessanten Studien- und Skizzenausstellung, brach eine neue Aera im Künstlerhause an. Mit einem Schlage wurde eine Anzahl unbekannter Künstler, theilweise alte Mitglieder der Genossenschaft, in ihrer ungewöhnlichen Tüchtigkeit entdeckt. Da waren die Landschaftler Wilt, Tomec, Ameseder, Hoff, Casparides, Bamberger, Ronopa, Hollub, Bermela, Suppancic; auf anderen Gebieten Strada, Hajda und der sensitive Walter Hampel, ein ungewöhnlich bizarrer, geistreicher und koloristisch fein empfindender Künstler, der der Souafetechnik eine überraschende Farbenpracht abringt; der elegante Pastellist Clemens von Pausinger, der tüchtige Thiele und der Darsteller des wiener Straßenlebens J. R. Keller. Nach diesem Erfolge des Künstlerhauses mußte sich die Sezession endlich auch zu einer That aufraffen, durch die ihre einheimischen Mitglieder beweisen konnten, was sie leisten. Da kam ihr Arthur Strassers „Marc Aurel“ sehr gelegen, dessen Skizze, in der Genossenschaft einstmals preisgekrönt, ihm die Ehre des Staatsauftrages zur Ausführung im Großen eingetragen hatte: die Gruppe war eben fertig geworden und mußte dort den „clou“ der Frühjahrsausstellung bilden, die gleichzeitig mit der altgewohnten Jahresausstellung des Künstlerhauses stattfinden sollte und thatsächlich sogar etwas früher eröffnet worden ist. Das von Albrich erbaute Haus der Sezession ist für moderne kleine Ausstellungen wunderbar geeignet und eine kluge Ausnutzung der geschmackvollen Innendekoration gab einen herrlichen Rahmen für die Ausstellungsgegenstände. Wände, die, wie bei den Schnasfesten einstmals, bemalt und vergoldet, in Leinwand gezogen und verschiebbar sind, ahmen täuschend Marmorgelasse und Rosakrümlungen nach und Holzornamentik verzieren in organischer Pracht die imitirten, kostbaren Stoffe mit sanften, wohlthuenden Farben. Und diese schimmernden Hintergründe dienen einer Reihe von Kunstwerken, die gering an Zahl und ausgefacht sind. So ist der allgemeine Eindruck ein sehr günstiger. Die Ausländer Starbina, Kuehl, Haertson und die Schotten, geben den Ton an, die Einheimischen suchen es ihnen gleich zu thun. Am Besten gelingt Das Jettel, der ein gebürtiger Wiener ist, aber Jahrzehnte lang in Paris erfolgreich geschaffen hat. Poetisch, klar und einbringlich, — so wirken seine Landschaften wie helle Kollakorde, sie sind genügt von der reifen Kultur der Franzosen und doch Emanationen einer selbständigen

Natur. Weniger erfreulich ist Gustav Klimt, der Vorstand der Sezession. Man hat ihm eingeredet, er sei ein Moderner. Er denkt seine Bilder im Geiste des Unverständlichen, will mächtige Symbole schaffen und bleibt in kindischen Fragen stecken. Er mag von der Einienkunst des Jan Toorop gehdet, vielleicht auch Einiges davon gesehen haben und hat das Aeußerliche des Nachahmers der Rosenkreuzer, Fernand Khnopffs, sich angeeignet. Er nimmt den Pointillismus Hesselberghe's zu Hilfe und überpinselt ein nacktes Frauenzimmer mit Punkten und Flecken, um es dann die „Wahrheit“ zu nennen. Er geberdet sich furchtbar tief sinnig und ist unglaublich trivial. So stockige und rübe Pinseltünze er auch vollführt, um sich genialisch zu geben, kommt er doch über die Wirkung von Porzellanmalerei nicht hinaus. Sein „Schubert“ ist ein alter Herr, die Brille auf der klobigen Nase, der geringeltes Haar hat und Klavier spielt. Neben ihm stehen geschminkte junge Mädchen, die singen und Kleider wie Serpentin-tänzerinnen tragen, bunt und blumig, und dahinter wogt ein Lichtmeer, in dem sich Gestalten bewegen. Das Alles sieht aus, wie wenn ein alter, lustiger Herr eben dabei wäre, kleinen Chantant-Mädchen noch rasch vor ihrem Auftreten eine Gesangsnummer einzupauken, während auf der Bühne des Rauchtheatres schon der Vorhang aufgehen will. Das soll unser Schubert sein? Wienerisch und poetisch zugleich? Das tief sinnigste Bild, das in den letzten Jahren gemalt wurde, wie Einer behauptet? Keiner Schubert, wie hast Du Dich verändert! Und doch ist Klimt Einer, während Herr Moll, der seit einigen Jahren überall dabei sein muß, noch immer Keiner ist, obgleich die Sezessionisten ihn zu ihrem Vice-Präsidenten erloren haben. Er hebt nur die technischen Krämchen auf, die der virtuose Gotthard Kuehl ihm für seine Interieurs, deren Vorwürfe er, wie Kuehl, gern aus Labeck holt, übrig läßt. Das Aufgelesene pappt er dann zu Bildern zusammen, die scheinen wollen und nichts sind. Abgekuehlter Impressionismus, der keine Impression hinterläßt! Engelhart, ein junger Maler, der leider von den Marktstreibern der Sezession in einer Weise herausgestrichen wird, daß er fast lächerlich geworden, hat sich mit einem höchst reizvollen Kamin aus Holz-schnitzerei und Kupferwerk eingestellt. Der Holzschneider Zeledny und der Eisenlehrer Klimt haben werththätig unterstützt. Seine Darstellung des ersten Menschenpaares, obgleich ein Wenig im Stile alter Bildschnitzer gedacht, ist mit echt künstlerischem Feingefühl komponirt. Bachers Christusbild ist ein glücklicher Versuch, der hoffentlich bald zu ausgereifteren Werken führen wird, und Benz, der sich bisher nur schüchtern herausgewagt hat, zeigt in einem malerisch tüchtigen Bilde den Poeten, der durch die Gesilde seiner Träume wandelt. Alle diese Künstler waren den Wienern aber nicht mehr neu; also galt es, flugs ein neues Genie aus dem Boden stampfen, um nicht hinter dem Ereigniß der Skizzen und Studien-Ausstellung des Künstlerhauses zurückzubleiben. Und dieses Genie soll Andrei sein, der Studentköpfe in Pastell und Oel und eine Reihe von Zeichnungen ausgestellt hat, die im Stile der „Jugend“ mit breiten Kohlenstrichen hingeworfen und leicht kolorirt sind. Man jubelt. Dem Fachmann freilich können diese Blätter nicht imponiren; sie sind Malerei, wie sie jeder junge Mann leisten muß, der eine ernsthafteste Akademie absolvirt hat, — außer in Wien, wo nur die Talentlosen ein gutes Abgangszeugniß erhalten; die Talentvollen werden schon vorher weggejagt: sie gehen dann nach Paris oder München und kommen als Künstler nach Wien

zurück. Anders als der frisch entdeckte Andri wird die russische Bildhauerin Theresja Feodorowna Ries, die unter Hellmers Leitung zu einer Meisterin herangewachsen ist, behandelt. Sie hat in der „Sezession“ ausgestellt; aber da sie keiner von deren journalistischen Beiräthen entdeckt hat, so wirft ihr einer der Hauptfähne jetzt Realismus vor. Man denke: Realismus! Dabei sind die Häften, die sie ausstellt, das Köpfchen der Gräfin Wilczel und das Portrait des Professors Hellmer, mit das Empfindenste, das in Wien jemals gemeißelt worden ist. Sie ist eben nicht von den Kalis der Sezessionisten erfunden worden, die Aermste, und Das muß sie büßen. Besser hat es Strasser. Er hat ein künstlerisch bewegtes Leben hinter sich. Er war mit Leib und Seele bei der alten Genossenschaft, dann trat er aus, später schloß er sich einer kleinen Gruppe von Künstlern an, die sich „die alte Welt“ nannte, und auch da sagte er sich wieder los. Er verdankt der Genossenschaft viele Auszeichnungen. Seit Jahren wird er immer wieder entdeckt. Als die Sezession aufkam, stieß er zu ihr und die Posaunisten „entbeden“ ihn nun von Neuem. Bei ihm geht man sicher, obwohl er noch nicht im Muthen steht. Jetzt sind sie ganz außer sich über das Meisterwerk, seinen Marc Aurel in Ueberlebensgröße. Es steht in einem goldig schimmernden Gewölbe im Mittelraum des Sezessionsgebäudes. Aber es hat in der Vergrößerung nicht gewonnen. Freilich bleibt Strasser als Thierplastiker hinter keinem jetzt Lebenden zurück. Die Edwen, die den Wagen des Triumphators ziehen, die Edwin, die sich an die Häber schmiegt, sind Meisterleistungen. Außer dem Franzosen Baryc kann vielleicht Keiner sonst so echt und großzügig gestalten. Aber der Caesar selbst ist leider ein Fleischkoloß mit einem rohen, gewöhnlichen Antlitz, ohne jede Größe. Und hier lag doch der Schwerpunkt der Aufgabe.

Das Künstlerhaus ist in seinem Bau unbeweglich, fest gefügt, wie eine Festung. Schwer und massig im Gegensatz zu dem leichten Pavillon Oibrichs. Es stammt aus der Zeit, da Rakart herrschte und man in Wien noch große „Schwarten“ mit schreienden Farben malte und diese mit Asphalt zusammen lasirte. Die düstere Dämmerung seiner Säle verlieh solchen Werken noch eine besondere Luftklarheit. Das Licht wurde durch schwere Baldachine, die den Beschauer überdachten, so geführt, daß es die Wände herabrannte und alle gemalten Lügen dieser für die gesunde Entwicklung der österreichischen Kunst so verderblichen Zeit in den Zauber eines atmosphärischen Schleiers eingehüllt wurden. Jetzt sind solche Panoptikumserge allerdings verpönt, Manches ist anders geworden, aber Etwas von einem Kunstjahrmärkte ist der großen Ausstellung geblieben. Das war nicht zu vermeiden. Das Künstlerhaus hat seinen zahlreichen Mitgliedern gegenüber Verpflichtungen, die grausam geltend gemacht werden. Da man die Leute nicht ermorden kann, muß man sie ausstellen lassen. Sie fürchten die Gardinenpredigten ihrer Frauen, wenn sie in der Ausstellung, die der Kaiser eröffnet, nicht vertreten wären. So justifiziren sie sich selbst. Dagegen wäre nichts Besonderes einzuwenden, denn wenn sich Einer durchaus aufhängen will, so soll man den Strick nicht durchschneiden, den er sich gewählt hat. Aber nun hängen die Leichen leider unmittelbar neben dem Leben, machen sich breit und verderben den allgemeinen Eindruck. Denn man merkt sich das Schlechte eher als das Gute und flieht aus den Sälen, wo die gemalten Photographien von Angeli, Ferraris, Horowitz und Griepenkerl prangen. Zum Glück überwiegt unter den beinahe sechshundert Werken doch das

Gute. Die Jungen des Künstlerhauses sind ausgezeichnet vertreten. Hayda verblüfft geradezu mit seiner bemalten Plastik „Erlösung“. Ich kenne nichts Zeitgenössisches, das eigenartiger aufgebaut ist und eindringlicher wirkt als diese sonderbare „Erlösung“. Der Drachentöter hat den geilen Wurm erlegt. Er sitzt zu Pferde mit geöffnetem Visier, das Thier unter ihm zittert und schäumt. Denn grauenvoller noch als der Wurm sind ihm die Erlösten, die aus der Höhle heraus heulen und dem Befreier entgegenbrängen, im Kampfe der Verzweiflung. Nicht aus einer stupenden Handhabung traditioneller Griffe und Künste, nicht aus der Haltung des Thieres, des Ritters, der Befreiten, nicht aus all den Dingen, die die Hand zu bilden vermochte, spricht jenes merkwürdig Sensitive, das in keinem anderen Werke der Ausstellung erreicht ist. Man fühlt das bleiche Empfinden des Ritters, das Heulen der Erlösten, das Grauen des Pferdes, das Furchtbare der Situation wie einen quälenden Alb. Man wird abgestoßen, — und nur in der vertieften Betrachtung dieser sonderbaren Schöpfung wird man ihrer froh. In dem Entzogen liegt die Suggestion des Kunstwertes und man giebt sich ganz den Eindrücken hin, die die bemalten Fingerringe, das grünliche Antlitz des Ritters, die gelben Wangen der Erlösten, ihre Welteraugen, das Roth und Blau und Schwarz ihrer Haare, die zuckenden Hände mit ihren violetten Tönungen, das Krötenfleisch des Drachensbauches erzeugen. Und Das ist das Große dieser Arbeit, die viel diskutirt, belacht und bewipelt wird und dennoch eine Offenbarung ist. Eine Offenbarung, denn sie bedeutet das Werden einer neuen Kunst. Ihre Vorläufer hat sie vielleicht in jenen spanischen Holzbildhauern, die im Verfall der Renaissance ihre Schnitzwerke mit grauenhaften Farben bemalten, um mächtig auf die Nerven zu wirken. Denn nur auf die Nerven, ganz und rückhaltlos, geht diese bemalte Skulptur los. Sie löst Empfindungen aus, wie sie mir nicht einmal die beste Plastik Rodins oder Balgreens in ihrer klassischen Weihe und auch nicht die suggestivste Malerei Aman Jeans, Loorops zu geben vermag. Bizarr in der Form und bizarr in der Farbe, wird Hayda sich, will er den betretenen Weg weiterschreiten, zu einer höchst merkwürdigen Individualität durchringen. Er könnte für unsere Zeit vielleicht werden, was die Bofsch und Breughel in den Niederlanden einstmalig gewesen sind. Auch Casparides neigt dem Mystischen zu. Er malt ein Christusbild von ughischer Prägung und dennoch selbständig. Das Unterscheidende von den Gebilden realer Legendenmalerei liegt bei ihm in der Farbe. Ueber der dämmernden Morgenlandschaft hebt sich der Dunst der Großstadt. Und die Leidenden, die von der Lichtgestalt Christi geführt werden, sind die Kleinen der wiener Vororte. Ein idealer Christus, aus der Noth des Vorstadtwinkels heraus geboren: so leitet er die Armen und Bedrückten zum Troste. „Ich bin der Weg, die Wahrheit, das Leben!“

Ein Wienerthum anderer Art giebt Weith in seinem dekorativen Entwurf „Winterflucht.“ Das ist ein liebliches Stück Malerei, so leichtsinnig, flott und wienerisch: wie diese herzigen, nackten Dinger den gestrengen Herrn Winter verzagen. So nett und froh und lustig ist man nur am Fuß des Raxlberges, wo man den Heurigen schänkt. Man hört förmlich der Dämchen klassische Worte: „Abfahren, alter Herr, sonst reißen wir Ihnen die Zähne aus!“ Wienerisch ist auch August Schäffer, der Direktor unserer kaiserlichen Gemäldegalerie. Er war sein Leben lang ein guter, braver, ehelicher Maler, dem in seiner Jugend, wie uns

Allen, Schularbeit, Kopfarbeit und Schablonengeist beschieden waren. Alles Das machte er mit, wie man dergleichen Dinge eben mitmachen muß, weil es so ist und weil man glaubt, daß es nicht anders sein könne. So schuf er vor vierzig Jahren und weiter in die Makartzeit hinein, wo man brandrothe Bläume, goldenes Firmament und giftiges Grün mit Asphaltischmiere „stimmt“, bis ihn endlich der Unmuth faßte und er das Arbeitzeug von sich warf, um sich einer registrirenden Thätigkeit in der kaiserlichen Gemäldegalerie zu widmen. Da kam der Kunstfrühling über Wien und Schäffer erwachte. Wieder griff er zum Malzeug von einstmal, schuf sich eine andere Palette, licht, froh, freudig, und es entstand der „Märztag im Wienerwalde“, den wir jetzt im Künstlerhause bewundern. So österreichisch, so aus dem Boden unseres Landes war noch keine Landschaft bisher in Wien gemalt worden. Die Meister von Barbizon und die Worpsweder haben ihre Größe errungen, da sie ihre Heimath malten. Schäffer weist uns in diesen Werke den Weg. Es ist der Weg, zu dem ich den jungen Künstlern der Studien- und Skizzen-Ausstellung rief: „Zieht hinaus in die Umgebung Wiens, seid ehrlich, vertieft Euch in die Schönheit unserer österreichischen Heimath!“ Denn nur da ist der wahre Kunstfrühling zu finden, nicht in den Uebertriebenheiten und Auswüchsen der Sezession. Was man im Erforschen der Heimath werden kann, haben wir jüngst an der Ausstellung erlebt, die uns in Nichts Kunstsalon-Hans Schwaiger, der verschollen geglaubte Makartschüler, vorkührte. Wie ist er anders geworden und gewachsen, seit er Wien verlassen hat! In Tempera, Gouache und Aquarell erzählt er die alten Märchen vom „Hans, der's Fürchten lernen wollte,“ vom „Wassermann“, vom „Rübezahl“, all die schenen Dinge, die wir beim Herdfeuer von Großmutter's Wippen erfuhren. An nichts Modernes erinnert er; wie Sattler oder Thoma, liebt er, sich in der Art alter Meister zu geben. Er hat sich eine eigene Welt aufgebaut und sich eine eigene Kunst des Ausdruckes geschaffen. Ganz abseits von den Menschen, in einem böhmischen Dorf, haust dieser Zauberer und münzt das reine Gold seiner Kunst.

Die Gesamtheit dieser Erscheinungen, die Künstler und Publikum, wie seit Jahren nicht, in Athem halten, scheint die Bürgschaft eines kräftigen Fortschrittes zu sein; vielleicht bedeutet sie noch mehr: den Beginn einer neuen großen Kunstperiode. Denn auch unter den Architekten, die so sehr an der Ueberlieferung festhalten, regt sich ein frischer Geist. Wagners Stadtbahnbauten gingen mit einem neuen Stil voran und dann kam Olbrich mit seinem Sezessionistenheim, das mit seinem lichten Verputz, der Verschmähung des alten Säulentypus und seiner polyphonen Ornamentik Schule zu machen beginnt. Man will übrigens jetzt auch „von oben“ mit dem „Alten“ aufräumen. Man entfernt den Renaissancearchitekten von Förster aus seiner maßgebenden Stelle in der Leitung des k. k. Hofburgbaues und ersetzt ihn durch den modernen Architekten Ohmann. So ist die Leitung des österreichischen Museums Herrn Hofrath von Scala anvertraut worden, einem Mann, der, durchaus modern, eben so viel Geschmack wie Kunstsinne besitzt, und an die Spitze der damit verknüpften Kunstschule ist der Maler Myrbach getreten, an die Stelle des Hofrathes Stork, der die alte Richtung vertrat. So regt sich auf allen Gebieten der Kunst in Wien neues Leben.



Selbstanzeigen.

Nis Nielsen. Roman. Verlag von Albert Ahn. Berlin, Köln, Leipzig.
Preis 2 Mark.

Unharmonische Züge des eigenen Wesens, Unzulänglichkeiten und Schwächen, die überwunden werden müssen, habe ich in „Nis Nielsen“ der Figur, die im Mittelpunkt der Schilderung steht, aufgebürdet, in der Hoffnung, mich selbst zu befreien. In diesem Sinne ist mein Roman ganz aus der Erfahrung geschöpft und aus dem Glauben, ja, der inneren Gewißheit, daß alles Impotente werth ist, vernichtet zu werden. Den Rahmen für das Lebensbild bot mir meine schleswig-holsteinische Heimath; ich bin den Menschen dort nachgegangen, ihrem Denken und Handeln, ihrer Einfachheit und ihren stillen Freuden. Noch ist die Darstellung nicht ganz frei von Bitterkeit, noch ist der „Daß gegen sich selbst“ nicht besiegt und das Verstehen ist noch nicht bis zum Verzeihen fortgeschritten; trotzdem hoffe ich, mir mit dem Buch Freunde zu erwerben: denn wir Alle haben in uns Etwas von Dem, was ich zu verkörpern bestrebt war.

Wismar.

Ottomar Enking.



Wie sollen wir Heinrich Heine verstehen? Verlag von Karl Dunder, Berlin.
— Eine Psychologie Heines.

Als ich mein Buch: „Wie sollen wir Heinrich Heine verstehen?“ veröffentlichte, war ich überzeugt, den Lesern Etwas dargeboten zu haben, wofür sie mir dankbar sein müßten. Ich war in die Schule der Psychologen gegangen und glaubte mich berufen, Heinrich Heine, mit dessen Werk ich mich schon lange beschäftigt hatte, psychologisch behandeln und sein Innerstes nach Taines Sezirmethode dem Publikum aufdecken zu können. Die Absicht war rühmlich, mein Vorhaben war ernst und an gutem Willen fehlte es mir nicht. Mein Jugendmuth diktirte und meine Liebe für Heine führte die Feder; aber mir fehlte es an wissenschaftlicher Selbstkritik. Ich war allzu sehr in die Aufgabe vertieft, als daß ich über ihr zu stehen vermocht hätte. In weintrunkenen Worten und burlesken Studentensätzen sprudelte Das, was ich über Heine zu sagen hatte, — heraus und so entstand ein Buch ohne rechte Disposition, das zwar einige Gedanken und Einfälle über Heine, aber keine Analyse des Dichters enthielt. Und dann kam die Tageskritik mit ihren Pfennig- und Waschzettelrezensionen. Von nahezu hundert Rezensionen tabelten mich nur vierzehn; acht davon stammten aus dem antisemitischen Lager und waren das übliche Cliché, die letzten sechs waren die, von denen ich lernte: sie sagten mir, daß mein Werk verfehlt sei. In jenen Tagen erkannte ich ganz den Unwerth der durchschnittlichen Tageskritik und begann, selbst mit mir schonungslos ins Gericht zu gehen. Nur Selbstkritik konnte mir helfen.

Ich hatte dreizehn Jugendeinflüsse hervorgehoben, die Heine zu Dem gemacht haben sollten, was er war. Diese Einwirkungen hatte ich dürftig erklärt und abbirt; die Summe, die sich ergab, sollte das Wesen heinischer Eigenart

darstellen. Das war meine Psychologie. Das war das neue Kunststück. Unter den bestimmenden Einflüssen erwähnte ich auch Düsseldorf; ich hielt mich an Das, was Heine darüber geschwärmt hat. Ein düsseldorfer Kritiker benutzte die Gelegenheit — nicht, um mein Buch zu besprechen, sondern —, um in ironischen Fragen den düsseldorfer Stadtverordneten Vorwürfe darüber zu machen, wie schön doch früher die Anlagen gewesen sein müßten und wie elend sie heute seien. So brachte die Kritik neben Verlogenem und Falschem, neben stropfender Unwissenheit und pathetischer Lobhudelei auch Humoristisches. Unter den Rezensionen, in denen ich scharf und ernst aufs Korn genommen wurde, fand sich eine (Zeitschr. f. n. Literaturgesch.), in der mein Wollen gelobt und die Art, wie ich das Thema angegriffen hatte, anerkannt wurde. Sie betonte, daß das Buch aus einer jüdischen Kampfnatur herausgeboren sei. Das war mir die Ermunterung, deren ich zur Weiterarbeit bedurfte. Denn inzwischen habe ich erst die überaus große Rolle erkannt, die das jüdische Element in Heinrich Heine gespielt hat, und daß man, um die Stimmungen und Zustände, die in Heinrich Heines Elteruhause herrschten, nachempfinden und beschreiben zu können, entweder in ähnlichen Verhältnissen gelebt oder wenigstens das jüdisch-deutsche Milieu gründlich studirt haben muß.

Diesem jüdischen Element in Heinrich Heine habe ich in einem neuen Buch: „Eine Psychologie Heines“, das nächstens erscheinen soll, die gebührende Berücksichtigung widerfahren lassen und ich lege Werth darauf, die Leitgrundsätze dieses Buches, das als eine wesentliche Ergänzung des ersten gedacht ist, schon jetzt zu veröffentlichen, da in Amerika und England in letzter Zeit eine Anzahl von Heine-Publikationen erfolgt ist, die nach meiner Meinung geeignet sind, das Urtheil über Heine eher zu verwirren als zu klären. Ich halte aufrecht, daß Heine selbst kein überzeugter Anhänger des jüdischen Monotheismus war, daß er sich aber von traditionell ererbter jüdischer Art und Weise nicht emanzipiren konnte, daß das charakteristisch Jüdische in ihm lebte und vorzüglich dazu beitrug, seine Poesie gerade so und nicht anders zu färben. Daß Heine allein von der Romantik aus genügend erklärt werden könne, wird so wie so heute Niemand mehr glauben.

Jede Kritik, und hätte sie noch so sehr den Anschein voller Objektivität, ist persönlich gefärbt und subjektiv. Sie soll streng psychologisch und rein empirisch vorgehen und Das feststellen und genau präzisiren, was die Analyse ergibt. Aber auch Das ist noch subjektiv. Denn selbst bei der psychologischen Analyse fördert Jeder etwas Anderes zu Tage; denn Jeder sieht nur Das, was er sehen will oder sehen kann, und der Dichter, der analysirt werden soll, geht unter den Umständen dabei durch das differente Temperament des Kritikers hindurch. Ein Treitschke wäre, trotz seinen hervorragenden Fähigkeiten, nie im Stande gewesen, das jüdische Element in Heine zu analysiren. Dieser Mangel an Objektivität dem Kunstwerk und dem Künstler gegenüber wird, wie mir scheint, nie überwunden werden können. Wahre Objektivität ist nur in der Mathematik und in den exakten Naturwissenschaften zu erreichen. Man kann eben das Kunstwerk nicht analytisch in seine Bestandtheile zerlegen, wie man in der Chemie durch die Analyse feststellt, daß Wasser aus zwei Theilen Wasserstoff und einem Theil Sauerstoff besteht. Das Resultat: Wasser = H₂O erreicht die Chemie durch Mischung und Entmischung. Aber man mag noch so gewissenhaft zu Werke gehen: der ästhetische Punkt in der Künstlerseele und die

Bestandtheile eines künstlerischen Produktes lassen sich nicht in eine starre Formel bannen oder in nackte Realitäten auflösen. Auch wenn es gelingt, nachzuweisen, was bei Heine die Summe von Erziehung, Milieu, Nahrung, Klima, Umgang u. s. w. ist, was bei ihm an bestimmte Vorgänger erinnert und was er da und dort Anderen entnommen hat, so erzielt das Alles zusammen noch nicht entfernt ein Bild seiner Persönlichkeit und Eigenart. Mein verehrter Lehrer Herman Grimm sagt mit Recht, daß wir uns in der Psychologie darauf beschränken müssen, so genau wie möglich zu beschreiben, denn wir müssen zugestehen, „daß wir nichts wissen können“. So muß man sich damit bescheiden, den historischen Thatfachen nachzugehen und aus dem Gesamtergebniß mit Hilfe der Phantasie sich ein Bild der Persönlichkeit zu gestalten.

Die Seele des neugeborenen Kindes ist keine tabula rasa, auf die die Sinne erst ihre Eindrücke niederschreiben, so daß die Gesamtheit des geistigen Inhalts unseres Lebens erst durch mannichfache Wechselwirkungen dieser Eindrücke entsteht, wie ich in meinem ersten Buch behauptet hatte; sondern die Tafel ist schon vor der Geburt mit vielen unsichtbaren Zeichen, den Spuren unzähliger sinnlicher Eindrücke vergangener Generationen, beschrieben. Man beobachte das wachsende Kind aufmerksam, — und die unverständlichen Klauen werden lesbar. Man erkennt dann, wofür ein Kapital von den Vätern stammt und wie oberflächlich es ist, anzunehmen, der Mensch lerne Fühlen, Wollen, Denken nur durch seine Sinne. Das geistige Erbe ist in der Psychogenese eben so wichtig wie die eigene Lebensthätigkeit. Diesen Standpunkt, den Darwin und die jüngeren Naturforscher in der Wissenschaft, Ibsen in der Kunst so zäh und energisch vertreten, hätte ich auch in meinem ersten Buch einnehmen sollen.

Der erste Abschnitt meines neuen Buches handelt von der „Entstehung der Romantik“. Hier versuche ich, den Nachweis zu erbringen, daß ohne die kantische Philosophie die Blüthe der Romantik nie hätte aufkeimen können, ja, daß sie ohne Kant historisch unerklärlich wäre. In kulturhistorischer Reihenfolge behandle ich dann die einzelnen Romantiker, hebe ihre Eigenart in der Stoffwahl und im Stil hervor und halte von jedem Einzelnen Das fest, was sich dann in Heine wiederfindet. Es wird untersucht, was Heine direkt und bewußt angenommen und was er so intensiv in sich verarbeitet hat, daß er es gar nicht mehr als überkommenes Erbtheil empfand. Ich zeige ferner, welchen offenkundigen Fehler Wilhelm Scherer in seiner Literaturgeschichte beging, als er von Georg Brandes die falsche Ansicht übernahm, Heine sei so zu sagen nur ein Abklatsch Brentanos gewesen. Wie kommt es, daß Heine noch immer zu den Vielgelesenen gehört, daß er noch jung im Volke fortlebt und noch so außerordentlich stark auf jeden tief Empfindenden wirkt, wenn er nur Abklatsch war, während Brentano selbst, das Original, außer für den Fachhistoriker, für die deutsche Welt verschollen ist? Und hieran knüpfe ich die weitere Frage: welches Urtheil ist maßgeblicher, das des Volkes oder das des Literarchistorikers?

Der größte Abschnitt ist der Interpretation der heimischen Lyrik gewidmet. Nicht nur unvergängliche Perlen sind da aufgereiht, sondern auch minder glänzende und falsche. Heine hat die herrlichen, ewigen Lieder vom Meer gebichtet, ... aber auch die ekelhaften Barlesken auf Meyerbeer und ähnliche Dinge. Wie erklärt sich dieses Nebeneinander klassischer Größe und faunischer, frasenhafter Kleinlichkeit?

Mir schien typisch, daß er das Furchterliche giebt, als ob es etwas ganz Gemüthliches wäre; er wickelt es zuweilen auch in groteske Lappen ein, so daß man glauben könnte, er wolle sich über das Gräßliche lustig machen. Sein Weltschmerzschrei schlägt dann plötzlich in einen Gassenhauer um. Er weiß, daß er in den ersten Strophen sein reiches Gefühl offenbart, sein Herz nackt vor uns hingelagt hat, — und in der letzten Strophe schämt er sich dieser Prostitution seines Inneren und rüht sich an uns: „Bitte, bildet Euch nicht ein, daß ich mich etwa vor Euch ausgezogen habe, — ich habe Euch genarrt.“ Das ist sehr menschlich, aber dichterisch ein Fehler. Denn die wahre Lyrik ist von Natur schamlos und ihrer keuschen Nacktheit sich nicht bewußt, sie ist Kammerkunst im edelsten Sinne. Der subjektive Lyriker — dieser Pleonasmus scheint mir nöthig —, aus dessen vollem Herzen das Lied quillt (im Gegensatz zu den Lyrikern, die die gereimten Strophen aus ihrem Schädel pressen müssen), giebt sich ganz ungeheut nackt, denn er singt sein Lied nicht für das Auditorium, sondern seinen ureigenen Leiden und Freuden. Eben so verhält es sich mit Heines Prosa. Auch da entsteht die Frage: wie vertragen sich das herrliche Fragment des „Rabbi von Bacharach“ und der „Schnabelemposti“? Mit philologischen und psychologischen Hilfen suche ich hier dem Wesen des heinißchen Stils, seinem Humor und seiner brillirenden Originalität beizukommen. Hieran knüpfen sich Untersuchungen über das eigenartige, ausgeprägte Affoziationvermögen Heines, seine künstlerische Eitelkeit, seine Einbildungskraft und schöpferische Phantasie, über seine Unaufrichtigkeit um eines Witzes willen u. s. w. Die Frage, warum Heine uns mehr als opponirender denn als versöhnlicher Dichter entgegentritt, wird aufgeworfen und zu beantworteten versucht.

Dann erst folgt eine kritisch beleuchtete Biographie. Das gewonnene Ergebnis ist ein negatives. Denn die Biographie Heines stützt sich zum größten Theil auf seine eigenen Angaben und es mußte gefragt werden, ob diese wolles Vertrauen verdienen. Ein Beispiel: War das Eheleben Heines mit Mathilde wirklich so glücklich und humorvoll, wie er es darstellt und wie es von Zeitgenossen dargestellt worden ist: woher dann die Gebichte im „Romanzero“?

In einem weiteren Kapitel werden die Urtheile der hervorragenden Zeitgenossen über Heine zusammen und den Urtheilen der modernen Historiker gegenüber gestellt. Es schien mir nicht nur eine interessante, sondern auch eine willkliche Arbeit, weil sie zeigt, wie sich der Standpunkt der jüngeren Forscher gegenüber den älteren verändert hat. Wie Heine auf seine Zeit gewirkt hat, in Deutschland und in Frankreich, wie er die „Modernen“ noch immer beeinflusst und worin dieser theils bewußte, theils unbewußte Einfluß beruht, was ferner an Geflügelten Worten und Sprichwörtlichem von ihm im Volke lebt: Das zu zeigen, blieb für den Schluß aufgespart. Meine neue Bibliographie, die von sechsundsiebzig Werken bei genauester Forschung auf zweihundertfünundsiebzig angewachsen ist (Goedes dritte Auflage ist unvollständig), leistete mir hierbei gute Dienste. Dennoch war es freilich nicht möglich, alle Räthsel, die Heine uns aufgibt und die oft nur einer Augenblickslaune entstammen, zu lösen. Die Laune hat eben tausend Farben, die auf chemischem Wege nicht zu analysiren und auf psychologischen stets nur ungefähr zu charakterisiren sind.

J. E. Porisky.



Die Börse im Senz.

Realisationen: das Wort ist in den Börsenberichten jetzt zu besonderen Ehren gekommen. Werden Bergwerksaktien verkauft, so haben nicht etwa Spekulanten, die einen Grubenstrike für möglich halten, Kohlenwerthe gezigt, sondern alte ehrliche Kapitalisten nahmen Gewinnverkäufe vor. Stockt einmal in Paris die Kurssteigerung in Spanien, so haben nicht etwa Pessimisten, denen der gute Wille eines Finanzministers noch nicht baares Geld ist, Extérieurs in blanco abgegeben, nein: sie nahmen nur ihren Nutzen mit und lösten ihre Hausseengagements. Und dennoch merkt man nach solchen Tagen stets ein hastiges Kaufen, das auf mehr oder minder unfreiwillige Deckungen deutet. Zwar zeigt das Publikum frohe Mienen, die wirklichen Börsenleute aber halten sich zurück; sie denken über den Tag hinaus und lassen sich durch eine zufällige Erleichterung des Privatdiskonts nicht verlocken. Sie glauben bestimmt, daß Geld, abgesehen von einzelnen Zwischenpausen, theuer sein wird und daß der Herbst nur dann einigermaßen angenehm enttäuschen könnte, wenn man schon jetzt, im Frühling, für die Einschränkung der Positionen sorgt. Deshalb aber brauchen diese Erfahrenen das für ihre Operationen durchaus nothwendige Publikum in ihre eigene Anschauung noch nicht allzu eilig einzuweisen. Im Gegentheil: solche Dummheiten sogar, die bequem im Keim zu ersticken wären, läßt man gleichmüthig reifen. Als ich hier von der Fusion der „Rothen Erde“ bei Aachen mit den Eschweiler Gruben sprach, erwähnte ich auch die fünfzigprozentige Dividende dieser Hütte, deren Aktien 8000 Ständen. Dieser Satz lenkte plötzlich die Aufmerksamkeit auf das Papier; nur vergahen die blinden Hausseurs den Nachtag, in dem ich sagte, die Aktien würden nur in Brüssel gehandelt. Die Berliner warfen sich eines blauen Montags auf das bei ihnen notirte Eisenwerk „Rothe Erde“ bei Dortmund und setzten den Kurs in einem einzigen Zuge von 206 auf 240. Das ist bei zwölf Prozent Dividende gewiß eine hohe Bewertung, da z. B. die hörder Aktien bei elf Prozent etwa 198 stehen. Bis zum nächsten Mittag waren vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit, die Käufer hatten also Ruffe, ihren thörichtem Irrthum einzusehen, — und das Resultat war am Dienstag ein Rückgang von dreiunddreißig Prozent. Ist es denn ganz unmdglich, solche Geschäfte zu vermeiden und den Sanguinikern noch rechtzeitig ihren Wahn zu nehmen? Wenn Jemand im Auktionlokal plötzlich für einen Gebrauchsgegenstand eine überraschend hohe Summe bietet, so wird ein realer Versteigerer ihn fragen: „Irren Sie sich auch nicht? Der Tisch da hat keine Marmorplatte, sondern nur eine angestrichene Imitation aus Holz!“ So menschenfreundlich wie bei einer Auktion sollte man sich doch auch an der Börse benehmen, scheint mir. Die Besucher selbst hätten übrigens schon längst dafür sorgen sollen, daß während ihrer Verkehrsstunden Sachverständige erreichbar sind, bei denen man sofort die gewöhnlichen Auskünfte über einzelne Papiere erhalten kann. Thatfachen und gedruckte Daten sind nicht „Meinungen“; eine Beeinflussung der Tendenz wäre von solchem Verfahren also nicht zu befürchten. . . Der Fall „Rothe Erde“, über den kein Mensch mehr spricht und über den nur die Wenigen nicht gelaßt haben, die dabei bluteten, ist im Grunde ein sehr ernster Fall.

Das eigentliche Maklergeschäft ist immer mehr zusammengeschrumpft. Die großen Vermittler von ehemals müssen mehr übernehmen als je, um für den

Ausfall an Courtagen einigermaßen Ersatz zu finden, und sonst können nur ganz kleine Existenzen ehrlich wafeln, — Leute, die entweder keine Familie haben oder sehr viel bescheidenere Ansprüche an das Leben stellen, als früher in dieser Sphäre gestellt zu werden pflegten. So ist eine große Zahl von Geschäftsleuten rasch auf einen niedrigeren Standard gekommen. Die Grundstückstransaktionen, das Zusammenkaufen von halben Dörfern in der Nähe der Großstädte, gehen jetzt vielfach von einer ganz neuen Schicht geschickter Spekulanten aus, deren Kapitalien frei geworden sind.

Gewiß wäre es eben so berechtigt, auf die Schädlichkeit dieser Unternehmungen für die „niedereren“ Klassen hinzuweisen, wie die Vermittler ausbeuterisch zu nennen. Allein solche Aufkäufe sind ohne Zwischenhändler, denen ein rasch gebildetes Konsortium ruhig große Summen anvertrauen kann, nicht möglich, da der Erfolg meistens von sofortiger Auszahlung abhängt. So ein Dörfchen, in dem sich die Arbeiter, trotz der Entfernung von ihrer Werkstätte, eingerichtet haben, weil sie hoffen, es dort noch zu einem eigenen Häuschen zu bringen, sticht eines Tages einem städtischen Herrn in die Augen; er war noch nie dort und wird doch binnen wenigen Wochen quasi der Grundherr. Der Boden ist dort eben relativ billig. Das hatte auch die bisherige bescheidene Bevölkerung herbeigezogen. Soziale Noblesse kennen unsere Millionäre aber nicht, — nicht einmal unsere Großbanken, die sich auch darüber keine Bedenken machen, daß die Steigerung von Grund und Boden den Zwecken ihrer Kapitalassoziation direkt entgegengekehrt ist. Unter rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten betrachtet, ist übrigens das Aufkaufen von Bauernhöfen noch schlimmer. Haben wir doch in der Nähe von Großstädten reiche Villeninhaber, die zunächst ihr Besitztum arrondiren und dann in einem wahren Uebermuth Alles im Ort an sich zu reißen suchen. Im Nu bemächtigt sich dann der Bauern eine Art Spielwuth; es gilt, das Familieneigenthum so schnell und so hoch wie möglich loszuschlagen, und wenn es glücklich gelungen ist, dann verlieren oder verläppern die biederen Landleute, die mit dem erhaltenen baaren Geld nicht umzugehen verstehen, in der Regel Alles binnen weniger Jahre. Das Heer der Vermittler, die diese Spielwuth benutzen, rekrutirt sich aus dem Nachtrab der Börse, der zu reden und zu rechnen versteht. Wenn in Berlin ein Mann, der bisher im Effekten- oder Waarenhandel gestanden hat, „sich verändern“ muß, so kann er sich getrost an alle möglichen reichen Leute wenden, auch wenn er ihnen ganz fremd ist, und sie um Rath und Empfehlung angehen. Er kann sicher sein, Antwort zu erhalten, empfangen zu werden und mit eingehenden Informationen das Cabinet des überrumpelten Gönners zu verlassen. Auf solchem Wege wird manchem Unbeschäftigten oder Gestrandeten wohl auch der Rath ertheilt, sich den Geschäften mit Grund und Boden zuzuwenden. Tritt er dann in den neuen Erwerbszweig über, so bringt er nicht nur seine persönliche Geschicklichkeit mit, sondern hat auch von vorn herein Börsenbeziehungen und Leute, die hinter ihm stehen. Es wäre interessant, einmal durch eine Statistik zu erfahren, wie viel ungesunder Wettbewerb auf vielen Gebieten durch die Verdrängung des Effektengeschäftes entstanden ist. Nicht ohne Folgen bleibt auch das Verhalten unserer Kommissionbanken, die ihre Ordres gegen einander zu kompensiren suchen, — nur, um die halbe oder ganze Courtage zu sparen. Wenn irgend ein Handel verschiedene Vermittelungsgebühren tragen kann, ohne daß dadurch Andere als wirklich Wohlhabende und Diese anders als mäßig in Kontribution ge-

sezt werden, so ist es der Handel in Werthpapieren. Eine Aktie ist doch nicht wie des armen Mannes Rod, der allerdings durch gehäuften Zwischenverdienste übermäßig vertheuert werden würde. Die fleißigen, stets nur die geradesten Wege wandelnden Kapitalisten werden, bei der Heuchelei, die mit ihnen getrieben wird, schließlich noch ganz und gar vergessen, daß sie Spieler sind.

Andero verhält es sich natürlich mit den Anlagen in Staatspapieren, wo jede Erleichterung von oben herab gewährt werden sollte, um das Publikum heranzuziehen. Wären wir darin schon so weit wie England und Frankreich, so würde Herr von Miquel seine dreiprozentigen Konjols schwerlich noch unter 92 sehen. Wohin die Verstimmung unserer Sparer wegen dieses Kurstiefstandes noch führen wird, ist schwer vorauszusagen. Auch die Abweisung unserer städtischen Papiere wächst sich zu einer Art Kalamität aus. Schon neulich habe ich hier auf vergebliche Verhandlungen zwischen Magistraten und Banken hingewiesen. Seitdem hat Mainz ein Ausschreiben erlassen und das Resultat ist geradezu jämmerlich ausgefallen: von sechzehn Banken hat überhaupt nur eine sich zu einer Offerte entschlossen und auch diese eine hat nur eine vierprozentige Anleihe statt der gewünschten dreieinhalbprozentigen angeboten. Was soll denn schließlich eine Handelsstadt wie Mannheim anfangen, deren produktive Bedürfnisse Millionen verlangen? Herzlich naiv hat sich Charlottenburg benommen, als es auch Rothschild einlud, sich an der Anleihe-submission zu theilnehmen. Der alte Name zieht immer noch, obgleich seine Träger längst aufgehört haben, selbständige Finanzierungen zu machen. Mit Recht pflegen die Frankfurter von sich zu rühmen, daß sie nicht durch, sondern trotz R. u. von Rothschild & Söhne groß geworden sind.

Zwischen hat sich der mexikanische Finanzminister nach Europa eingeschifft, um die Konversion der sechsprozentigen Goldanleihe zu betreiben. Ihr Kurs ist jetzt nahezu 1 Prozent über Pari und die fünfprozentigen Papiere haben 99 erreicht, während vierprozentige Italiener noch unter 96 notiren. Bei ihren geringeren Zinsansprüchen kaufen die Franzosen weiter die Goldanleihen, während ö. B. Süddeutschland zu den Valutoanleihen übergeht. Diese gewinnen natürlich an Sicherheit und damit an Werth, je mehr Mexiko an seinem auswärtigen Coupondienst sparen kann. Fünfprozentige Innere stehen bereits 44, dreiprozentige etwa 27 1/2. Unter allen exotischen Papieren — Egypten zähle ich wegen seiner englischen Verwaltung nicht mit — hat es niemals ein solideres gegeben als diese sechsprozentige Goldanleihe. Das Vertrauen, das unser Kapital dem Wahlreich des Porfirio Diaz entgegengebracht hat, als der Kurs noch nicht einmal 80 war, ist jetzt glänzend gerechtfertigt. Die gesunde wirtschaftliche Basis der Anleihe lag wesentlich in ihrer Größe, die dem Präsidenten erlaubte, umfassende Reformpläne in Angriff zu nehmen. Denn eine Sanierung von ganzen Staaten ist niemals mit kleinen Summen möglich. Allerdings stand da Vieles auf zwei Augen, denn ein Anderer als der alte Präsident hätte in der langen Periode des Niederganges kaum der Verlockung widerstanden, eine Binsreduktion zu versuchen. Gelegenheit dazu war vorhanden; sogar von Berlin aus wurde sie, wie man sagt, angerathen. Häufig schilt man die Geschäftswelt undankbar, — und doch: wenn es überhaupt noch Dankbarkeit giebt, dann findet man sie bei den Kapitalisten für Ehrlichkeit, die im Süden sichtbar wird.



Porte-Coton.

Die Jubelhymnen, die zum höheren Ruhm des Herrn Bernhard von Bülow ertönten, weil der Staatssekretär sich von den vor Uspolu vereinten anglo-amerikanischen Freunden und von ihren in London sitzenden klügeren Hintermännern mit Grazie dupiren ließ, sind, seit die schmerzliche Wahrheit durchsickerte, schnell verstummt und das launische Aprilwetter mag dem Herrn des Auswärtigen Amtes die früher so fröhliche Stimmung ein Bißchen getrübt haben. Angenehm wars für ihn schon nicht, daß der geschäftige dreyfusard Gabriel Monod als Zeuge vor dem pariser Kassationshofe von einem Brief der Frau von Bülow erzählte, in dem die Tochter der Frau Laura Ringhetti, unter Berufung auf ihren lieben Mann, mit mehr Entschiedenheit als Vorsicht sich für Dreyfus und Zola ins Zeug legte und Alles, was von den amtlichen Stellen Frankreichs über die Affaire vorgebracht worden sei, für Lüge erklärte. Die meisten berliner Redakteure thaten dem Beherrscher des Preßbureaus zwar den Gefallen, diese interessante Zeugenaussage ihren Lesern zu verschweigen. Aber die Sache war seit Monaten schon durch die Geschwägigkeit des Herrn Monod bekannt geworden und wurde jetzt nur noch unter dem Zeugeneid bestätigt, kann also nicht, wie das Gespräch des Fürsten Hohenlohe mit Franz von Lenbach, durch ein offizielles Dementi ausradirt werden. Daß nach dem Kanzler des Deutschen Reiches nun auch die Gattin des Leiters unserer auswärtigen Politik es für passend hält, in diesen heiklen Hader einzugreifen, ist immerhin bemerkenswerth. Was würden wir sagen, wenn Fremde aus amtlichen Sphären sich über innere Vorgänge der deutschen Politik in ähnlicher Weise äußerten? Herrn von Bülow, in dem Manche den künftigen Kanzler sehen, wird diese nicht nur für ihn ärgerliche Episode vielleicht die Geburtstagsstimmung — er wird am zweiten Mai fünfzig Jahre alt — gestört haben. Dann kam die Kunde von der Ungezogenheit des amerikanischen Kapitäns Coghlan, der, unter dem lärmenden Beifall der Jingotheit, freche Reden gegen Deutschland geführt und den Deutschen Kaiser beschimpft hat. Auch nicht angenehm; denn erstens mußte wieder einmal die fatale Frage entstehen, ob solche Dinge zu Bismarcks Zeit denkbar gewesen wären, zweitens war ein lästiges Forschen nach den dunklen Ereignissen und Differenzen zu fürchten, die sich in den philippinischen Gewässern zwischen den Admiralen Diederichs und Dewey abgespielt haben sollten und die so erfolgreich bestritten worden waren, und drittens konnte die transatlantische Frechheit den Gegnern eines deutsch-amerikanischen Handelsvertrages neue, wirksame Waffen liefern. Und zu Hause fehlt es auch nicht an Unannehmlichkeiten. Da ist der von Respektlosen „Zuchthausvorlage“ genannte Gesetzentwurf zum Schutz Arbeitwilliger, den der Kaiser in Deynhausen angefündet hat und der nun nicht so leicht, wie man hoffte, aus den Wehen entbunden werden kann. Da ist der Kanalplan, der die schöne Sammelpolitik in die Brüche zu bringen droht. Da kommen

aus Südafrika Briefe, in denen die Deutschen noch immer über die Herrn Cecil Rhodes, dem „Einbrecher“, in Berlin erwiesenen Ehren klagen, berichten, in den Cape Times werde vom Deutschen Kaiser und von dem britischen Minenspekulanten schlangweg als von den two gentlemen gesprochen, und sich beschweren, weil in unserem londoner Botschaftshotel, den Briten zur Schadenfreude, der Herzog von Abercorn, der Hauptshareholder der Chartered Company, und Herr Alfred Beit, der Hundertmillionenmann und stille Begünstiger des Jameson Raid, nebst den Herren Chamberlain und Rhodes zur Tafel geladen waren. Und zu Alledem noch das eifrige Bemühen, die einander längst nicht mehr allzu freundlichen Gruppen Bülow-Thielmann und Riquel-Pofadowsky in Todfeindschaft zu verhehen — : nein, es ist wirklich keine Lust mehr, in der Wilhelmstraße zu leben.

Doch auch ins Kastanienwäldchen lacht die Sonne nicht immer lenzlich hinein und Herr Johannes von Riquel verläßt jetzt nicht frohere Tage als Herr Bernhard von Bülow. Gegen den Finanzminister böllern wieder einmal von links her alle Geschütze. Er soll im preussischen Landtag nicht eifrig genug für den Kanalbau eingetreten sein. Er sprach zwar für den Kanal; aber so hitzig nicht wie Herr Thielen. Freilich ist der Finanzminister auch viel klüger als dieser Chef der rückständigsten preussischen Verwaltung, der zu durchgreifenden Reformen wohl keine Zeit findet, weil er auf den Bahnhöfen den Zeitschriftenverkauf überwachen muß. Herr von Riquel, der schlaue Zauberer, steht zweifelnd wahrscheinlich vor der Frage, ob es sich empfiehlt, für ein so unmodernes, so wenig leistungsfähiges Verkehrsmittel, wie es Kanäle heutzutage bieten, Hunderte von Millionen zu bewilligen. Darüber mögen die Ansichten auseinandergehen. Herrn von Riquel aber wird, natürlich von „Demokraten“, vorgeworfen, daß er die persönliche Politik des Kaisers und Königs, der ihn einst doch „seinen Mann“ genannt habe, nicht mit dem gehörigen Nachdruck vertrete. Die Zeternden scheinen ganz zu vergessen, daß der Vicepräsident die Anschauung des Gesamtministeriums zu vertreten hat und daß die Minister, die mit seiner Haltung unzufrieden sind, vom König ergebenst ihre Entlassung zu erbitten haben. Hat man im deutschen Land noch immer nicht eingesehen, wie schädlich dem monarchischen Prinzip die able Sitte ist, für jeden Quart den Namen des Königs ins Treffen zu führen? Sind die Lehren, die sich aus den Fällen Rhodes und Coghlan — um nur die neuesten zu nennen — und aus der unanständigen Ausnützung der oeynhäuser Rede allzu deutlich ergeben, schon wieder in den Wind geschlagen? Und soll es dahin kommen, daß Jeder, der die auf Befehl des Kaisers, um Frankreich zu ehren, aufgeführte französische Oper „Mudarra“ ein miserables Nachwerk nennt, der Majestätbeleidigung verdächtigt wird?

... Im zweiten Bande von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ liest man auf der Seite 292 die Worte: „Solche Beziehungen, wie ich sie zu Kaiser Wilhelm hatte, sind nicht ausschließlich staatsrechtlicher oder lehnrechtlicher Natur... Ihnen einen dauernden und prinzipiellen Charakter bei-

zulegen, entspricht im heutigen politischen Leben nicht mehr den germanischen, sondern eher den romanischen Anschauungen; der portugiesische porteur du coton ist in die deutschen Begriffe nicht übertragbar.“ Die Stelle ist bisher nicht beachtet und deshalb auch nicht corrigirt worden. Herr Professor F. Eysenhardt in Hamburg macht mich darauf aufmerksam, daß ein Gedächtniß- oder ein Schreibfehler vorliegen muß. Von einem portugiesischen porteur du coton hat man noch nie gehört; der Sinn dieses Ausdruckes ist unbekannt. Offenbar ist der bourbonische porte-coton gemeint, der Vorgänger der beiden Herren aus dem Hofgesinde, die jeden Morgen den Nachstuhl der französischen Louis inspizirten und von denen Taine erzählt, daß sie, den Degen an der Seite, en habit de velours, venaient verifier et vider, s'il y avait lieu, l'objet de leurs fonctions. Forché hielt der porte-coton, nach dem Wort eines anderen Schriftstellers, sich bereit, à présenter, humble et respectueux, la serviette au roi au moment voulu... Die Revolution beseitigte die anmuthige Charge, Ludwig XVIII. führte sie wieder ein und Karl X. mochte, wie es scheint, auf sie nicht verzichten. Soll sie nun etwa unter das monarchische Inventar Neugermaniens aufgenommen werden? Bismarck sagte von seinem alten Herrn: „Niemand hätte gewagt, ihm eine platte Schmeichelei zu sagen; in dem Gefühl königlicher Würde hätte der Kaiser gedacht: wenn Einer das Recht hätte, mich ins Gesicht zu loben, so hätte er auch das Recht, mich ins Gesicht zu tadeln. Beides gab er nicht zu.“ Wie der oft von ihm gepriesene Ahn, denkt, so müssen wir glauben, nun auch der Enkel. Ihm kann es nicht lieb sein, wenn bei jedem wichtigen oder winzigen Anlaß sein Name genannt und er wider Willen gendthigt wird, sich, nach Bismarcks fein warnendem Wort, allzu oft ohne ministerielle Kleidungsstücke zu zeigen. Wäre die im äbelsten Sinn romanische Sitte nicht bei uns angekommen, dann sängen Yankee, Briten und Rhodesianer jetzt nicht Spottverse über den Deutschen Kaiser. Herr Professor Eysenhardt, der im Bismarckbuch den Fehler entdeckte, hat sich ein politisches Verdienst erworben, da er den Gedanken des ersten Kanzlers in seiner Reinheit wiederherstellte. Nein: der bourbonische porte-coton ist in die deutschen Begriffe nicht übertragbar. Es ist schon schlimm genug, daß der Abgeordnete Gamp, ein Geheimer und Vortragender Rath, ohne Widerspruch zu werden, im Parlament sagen kann, die Regierung habe, um ihn für die caprivischen Handelsverträge zu gewinnen, einen „verfassungswidrigen“ Druck auf ihn zu üben versucht. Aber „die Regierung“ ist nicht der Kaiser und König. Den lasse man gefälligst aus dem schlauen Schachspiel, in dem Jeder für sein Interesse Etwas zu erhaschen hofft. Der mag, was ihn richtig dünkt, thun und sprechen, mag sogar in dem von ihm subventionirten Opernhaus ein Werk aufführen lassen, bei dem der Verdacht ausgeschlossen ist, es danke solche Ehre seinem Kunstwerth. Ein Minister aber hat in Preußen nicht die Aufgabe, ein porte-coton — deutsch und doch höflich: ein Speichelleber — zu sein.